

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Herr Prell verbeugte sich sehr höflich gegen den Justizrath, auf dessen Gesicht der Scharfblick des Menschenkenners eine eigenthümliche Mischung von Wohlgefallen und Mißbehagen wahrgenommen haben würde, und legte mit den Worten: „Die bewußte volkswirtschaftliche Abhandlung — zur gefälligen Einsicht,“ seinen nach dem Wunsche des Chefredakteurs zugestutzten Eisenbahnartikel auf dessen Tisch nieder. Schweder nickte freundlich und sagte, nachdem der sich sofort wieder entfernende Kollege die Thür hinter sich zugezogen hatte:

„Vielleicht interessiert es Sie, hiervon Kenntniß zu nehmen; ein Artikel über die Eisenbahnfrage. Ich habe ihn ganz in dem Sinne der Ausführungen halten lassen, welche ich neulich von Ihnen zu hören das Vergnügen hatte, bester Herr Justizrath.“

„Sehr liebenswürdig, verehrter Freund. Will ihn in der That 'mal flüchtig durchsehen, wenn Sie erlauben.“

Er nahm den Papierbandwurm und las hier und da ein paar Worte. „Das scheint ja eine ganz vorzügliche Arbeit. Folgende Stelle trifft den Nagel auf den Kopf: ‚Demgemäß können gar nicht Eisenbahnen genug gebaut werden. Es ist gradezu Thorheit, zu behaupten, das Bedürfniß nach einer Eisenbahnverbindung in dem Landesheile, welchen die Eisenbahn bestreicht, oder wenigstens an den Ausgangspunkten derselben, müsse sich gezeigt haben, ehe dieselbe gebaut werden dürfe. Diese Behauptung beweist nicht mehr und nicht weniger, als den krassesten Mangel an volkswirtschaftlichen Kenntnissen. Eher nämlich ist das Gegenheil derselben richtig. Je weniger ein Landstrich das Bedürfniß nach einer Eisenbahn fühlt, desto rascher sollte er mit einer solchen gesegnet werden — ja gesegnet, denn dem Genius der modernen Dampfbeförderung folgt die Allernährerin Industrie mit ihrem respektablen Gefolge von Handel und Wandel auf dem Fuße nach. Eine Eisenbahn bauen da, wo gar kein Bedürfniß danach empfunden wird, heißt also nichts weniger, als aus einer armen Gegend eine reiche machen.‘ Wirklich famos, ganz famos.“ Unterbrach sich der Justizrath höchlich entzückt in seinem Vorlesen, „wenn auch etwas stark. Aus einer armen Gegend eine reiche machen — wenn der Schreiber des Artikels diesen Gedanken selbst geboren hätte, so hätte er verdient —“

„Eisenbahnkönig zu werden,“ ergänzte Schweder den Justizrath, der sich sofort wieder in die Lektüre der interessanten Arbeit vertieft hatte.

„Wenigstens von einem Eisenbahnkönige königlich belohnt zu werden —“

„Und von den armen Bewohnern der so im Handumdrehen reich gemachten Gegenden, sowie von den respektiven Eisenbahnaktionären nicht?“ fragte der Chefredakteur Schweder, während es wieder wie ein Spottlächeln über sein Gesicht zuckte.

Der Justizrath schaute unangenehm berührt auf.

„Die Bewohner der Gegenden und — die — Aktionäre,“ sagte er langsam und sein Gegenüber prüfenden Blickes anschauend. „Nun, natürlich, bester Freund, die erst recht. Ich denke, wir verstehen uns?“

„Sicherlich, sicherlich, mein bester Herr Justizrath. Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß man — wenn man Zeitungsredakteur ist, wie ich gegenwärtig, — immer zuerst und eigentlich ausschließlich an den Nutzen des Publikums denkt, des biedereren Publikums, das ja die edle Dreistigkeit besitzt, zu verlangen, daß jedermanns Dichten und Trachten sich ausschließlich auf sein Wohl richte.“

Der Justizrath lachte. „In der That, wir verstehen uns ganz. Sie fassen ihre Aufgabe mit allem Geiste und Humore, den man von einem sterblichen Menschen nur verlangen kann. Das ist mir sympathisch, ungeheuer sympathisch. Ich will Ihnen gleich einen kleinen Beweis geben. Wollen Sie auf eine bequeme Weise Rittergutsbesitzer werden, bester Freund Schweder? Ich glaube, Sie sprachen gelegentlich einmal davon, Sie wollten Sich, wenn es sich gut schide, ankaufen?“

„Ich entsinne mich zwar nicht, davon gesprochen zu haben,“ erwiderte Schweder. „Aber vielleicht wäre ich nicht abgeneigt —“

„Freut mich, freut mich. Ich besitze, wie Sie wissen, schon seit längerer Zeit einige Rittergüter. Es war früher förmlich Passion von mir, mein bischen Vermögen in Güterkäufen anzulegen. Inzwischen, ich fange schließlich doch an, alt zu werden, und die Geschichte ist mir über den Kopf gewachsen. Darum habe ich in den letzten Jahren nichts hinzugekauft, vielmehr zu verkaufen angefangen.“

„Ich entsinne mich,“ nickte Schweder. „Kurz ehe vor ungefähr anderthalb Jahren der Bahnbau nach Oberbergstadt aufgenommen wurde, veräußerten Sie ein oder zwei Güter, deren Terrain nun die Bahnlinie durchschneidet.“

„Ganz richtig. Ich verkaufte damals beinahe mit Verlust, wenigstens ohne allen nennenswerthen Profit, und beeilte mich mit dem Verkaufe so sehr als möglich, weil ich es nicht sein wollte, mit dem die Direktion unserer Bahn in Unterhandlung wegen des zum Bahnbau nöthigen Grund und Bodens hätte treten müssen.“

„War nicht der Käufer ein Verwandter des Baumeisters Waldstein?“ warf Schweder fragend hin.

Der Justizrath mußte ihm wieder scharf ins Gesicht schauen.

„Ich sehe, Sie haben Sich damals schon sehr für derlei Angelegenheiten interessiert, bester Freund Schweder. Und wie alles an Ihnen ausgezeichnet ist, so ist es auch das Gedächtniß.“

Schweder neigte freundlich lächelnd das Haupt.

„Nun also, um es kurz zu machen,“ fuhr der Justizrath fort; „es wäre mir angenehm, wenn ich Ihnen grade durch den Verkauf eines brillanten kleinen Rittergutes einen Freundschaftsdienst erweisen könnte. Das Gut liegt im Gebirge, drei Meilen hinter Oberbergstadt, und ich würde mit einer Anzahlung von zehntausend Thaler zufrieden sein. Ich bin offen, wie es meine Art ist. Schlagen Sie ein, Freund Schweder?“

Schweder schlug zwar ein in die dargereichte Hand, aber das brillante kleine Rittergut nahm er doch nicht so ohne weiteres an.

„Ich erlaube mir zunächst, für Ihr so überaus liebenswürdiges und ächt freundschaftliches Anerbieten meinen wärmsten Dank auszusprechen. Und ich würde ganz ohne weiteres dasselbe acceptiren, wenn ich nicht ein Bedenken hätte, bezüglich dessen ich Sie, verehrtester Herr, erst um Ihren Rath bitten muß.“

„Mit Vergnügen ertheile ich Ihnen denselben, mit Vergnügen.“

„Ich weiß nicht recht, ob es nicht einen Schatten auf den Respekt werfen könnte, welchen die Welt vor unserer Noblesse hat, vor der meinen und auch vor Ihrer, ja in viel weiteren Kreisen bekannten und anerkannten Noblesse, bester Herr Justizrath, wenn für den Fall, daß das Projekt des Weiterbaues der Bahn von hier über Oberbergstadt zur Verwirklichung gelangt, ich der Besitzer von Grund- und Bodenstrecken wäre, welche die Bahn möglicherweise brauchen wird und welche Sie, dessen für mich so ungemein schätzenswerthe Freundschaft nichts weniger als ein Geheimniß ist, vor mir besessen hätten.“

Den schlauen Juristen übersichtlich beinahe ein Gefühl der Verlegenheit und das ärgerte ihn.

„Sie sind in der That außerordentlich gewissenhaft und — vorichtig. Und das weiß ich zu ehren. Wenn Sie den Handel also für inopportun halten, eh bien, so reden wir nicht weiter davon!“

„Wenn ich nun aber,“ fuhr Schweder unbeirrt fort, „zum Beweise, daß ich die Motive Ihres Vorschlags auf das beste zu würdigen weiß, und gewissermaßen zum Danke für dieselben Ihnen nicht mich, sondern einen anderen als Käufer präsentire?“

Auf des Justizraths grau in grau gefasstem Antlitze wetterleuchtete der wiederkehrende Humor.

„So würde ich den von meinem Freunde Schweder präsentirten Käufer fast ebenso gern acceptiren, als ihn selber.“

Das schöne Einverständnis zwischen den beiden Herren war wieder hergestellt. Sie schüttelten sich die Hand und der Justizrath erhob sich zum Gehen. Er versprach nur noch im Laufe des Tages einen politischen Artikel über die Stellung und Pflichten der deutschen Kleinstaaten zu den durch die Reichseinigung nothwendig gewordenen Reformen zu senden und verabschiedete sich dann.

Endlich hatte der Chefredakteur wieder Zeit, sich mit den Zeitungen und Korrespondenzen zu befassen. Er strich noch einige bemerkenswerthe Aufsätze an, bezeichnete einen großen Artikel einer aus der Reichshauptstadt in alle Ecken und Winkel des deutschen Reiches den Honig ihrer Weisheit hinausragenden autographirten Korrespondenz als Leitartikel für die nächste Nummer und berief dann die Kollegen Brell und Hampel zu einer kurzen Besprechung und zu endgültiger Vertheilung der Arbeiten.

Darauf begab er sich, mit den Leistungen und Ereignissen des ersten Tages seiner ordnungsmäßigen Redaktionsthätigkeit so ziemlich zufrieden, auf den Weg nach dem Restaurant Weinhof, um das wohlverdiente solenne Frühstück zu sich zu nehmen. Er fühlte einen ungewöhnlichen Appetit und hatte es darum eiliger als gewöhnlich. Darum wählte er den nächsten Weg, der ihn durch ein paar enge Gassen führte, die er sonst nicht zu betreten pflegte. Mitten in einer derselben fesselte ein Ladenschild plötzlich seine Aufmerksamkeit.

„Tabak- und Cigarrenhandlung von R. G. Willisch,“ las er. — „Ah, also hier. Nun, da will ich doch einmal sehen, wie es ihm geht. Brauchbarer und zuverlässiger Mensch — das muß man ihm lassen.“

Er trat ein.

Hinter einem Pulte dicht an dem kleinen Schaufenster des

gleichfalls winzig kleinen Ladens stand der ehemalige Dienstmann Willisch und gleichzeitige Pseudo-Cigarrenreichende Schneider. Er sah recht anständig aus, der Dienstmann außer Diensten. Den dichten Vollbart hatte er nicht wieder wachsen lassen, dafür war der Schnurrbart sorgfältig gepflegt und reichte in zwei langen Enden beinahe bis auf die Schultern. Dabei war sein Anzug sorglich gewählt, besonders die Wäsche von großer Sauberkeit, und seine Nase zierte ein Klemmer, der seinem gescheiten Gesicht einen aus Gelehrsamkeit, Noblesse und Arroganz gemischten, dem Spießbürger-Publikum zumeist höchlichst imponirenden Anstrich gab.

„Teufel auch, Willisch,“ rief Schweder, als er seinen Lieblingsdienstmann gravitätisch mit der Feder hinter dem Ohr über ein Geschäftsbuch gebückt dastehen sah. „Sie haben Sich famos gemausert, das muß Ihnen der Reid lassen. Ihr Laden ist nur zu klein für Ihre Eleganz.“

„Ah, willkommen, gnädiger Herr.“

„Lassen Sie das,“ sagte Schweder in herablassender Gemüthlichkeit. „Die Reminiscenzen aus Ihrer Dienstmannsvergangenheit dürfen Sie in Ihrem neuen Berufe nicht wach rufen.“

„Nun, es kann mir das nur sehr wenig schaden,“ entgegnete Willisch, dessen äußerst mißvergnühtes Gesicht Schweder erst jetzt auffiel. „Es wird nicht lange dauern, da werde ich ohnehin den neuen Beruf wieder an den Nagel hängen und die Bluse anziehen müssen.“

„Holla — das wäre ein kurzer Traum gewesen vom Indiehöfekommen, mein Lieber. Aber warum rückwärts?“

„Weil das Geschäft nicht geht — ganz einfach, leider ganz einfach das! Ich habe zwölf Mark Tagesbesen und verdiene im Durchschnitt nicht mehr als fünf, kann also demnächst die Bude schließen.“

„Hm,“ machte Schweder. „Es wäre schade, wenn Sie bei Ihren gar nicht üblen Anlagen es nicht weiter bringen sollten, als zum Dienstmann.“ Schweder klopfte sich nachdenklich mit dem vergoldeten Knopf seines Fischbeinstockes an die Stirn. Plötzlich hellten sich seine Züge auf; ein lustiges Lächeln zuckte ihm um die Mundwinkel.

„Haben Sie Lust, Rittergutsbesitzer zu werden, Willisch?“

„Sie scherzen, gnädiger Herr.“

„Lassen Sie den gnädigen Herrn beiseite, sage ich Ihnen noch einmal, Willisch. Sie werden doch nicht wieder Dienstmann, dafür soll gesorgt werden. Antworten Sie mir! Ich frage in allem Ernste: Wollen Sie Rittergutsbesitzer werden?“

Willisch schaute dem Frager so verwundert ins Gesicht, als ob er an dessen Zurechnungsfähigkeit zweifle. Dann, als er das noch immer um Schweders Lippen spielende Lächeln bemerkte, lachte er laut auf und sagte:

„Na ob ich Lust habe! Ich bin auch ganz der Mann dazu. Wenigstens wenns mit einem Anlagelapital von zehn Thalern gethan ist!“

„Das nicht, aber zehntausend Thaler werden Sie anzahlen,“ erwiderte Schweder kaltblütig.

„Wenn sie mir mein Gönner, der reiche Herr Schweder, schenkt die zehntausend Thaler — warum nicht?“

„Schütteln Sie den Dienstmann ab, Willisch. Ein Mensch, der im Begriffe steht, sich ein Rittergut zu kaufen, läßt sich nichts schenken. Aber leihen kann er sich, soviel er geliehen erhält. Ich leihe Ihnen also die zehntausend Thaler. Dieselben werden als Hypothek auf das Gut eingetragen und die Sache ist gemacht.“

Willisch faßte sich an den Kopf.

„Ich weiß wirklich nicht, — es kann ja doch nur Scherz sein —“

„Zum Scherzen habe ich weder Lust noch Zeit. Nehmen Sie einen Briefbogen Willisch und schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere.“

Willisch nahm mit höchst verdühtem Gesicht die Feder hinter dem Ohre vor und legte sich mit der linken Hand einen großen Briefbogen zurecht.

„Ich bin bereit — zu allem. Zu verlieren habe ich jedenfalls nichts.“

„Desto mehr zu gewinnen. Daß ich's nicht schlecht mit Ihnen meine, wissen Sie, Willisch. Also los:

—, Sehr geehrter Herr.

Von Herrn Schweder benachrichtigt, daß Sie für ein in der Nähe von Oberbergstadt gelegenes kleineres Rittergut einen Käufer suchen, erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich eventuell geneigt wäre, einen derartigen Kauf abzuschließen.

Herr Schweder wird die Freundlichkeit haben, in meinem Namen die nöthigen Verhandlungen zu führen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Willisch, Kaufmann.

Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Justizrath Wichtel, hier, Ritter hoher Orden. So, und nun werfen Sie den Brief in den nächsten Briefkasten und holen Sie in drei oder vier Tagen auf meiner Redaktion, wo ich täglich von 9 bis 11 Uhr vormittags zu sprechen bin, die Besichtigung und weitere Mittheilungen. Uebrigens brauchen Sie nicht zu glauben, daß ich in uneigennützigem Wohlthun mich für Sie aufopere. Sie sollen dabei Ihre Rechnung finden, ich will es aber auch. Wie das geschehen wird, sollen Sie hören. Ich würde allerdings auch andere Leute zu diesem Geschäft gefunden haben, als Sie, aber ich weiß, daß man sich auf Ihren Verstand und, was für mich in diesem Falle besonders werthvoll ist, auch auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann. Vorläufig zu keinem Menschen ein Wort. Ihr Cigarrengeschäft verkaufen oder liquidiren Sie, aber sofort und in einer Ihnen Ruf nicht schädigenden Weise. Wenn Sie dazu einig Geld brauchen, so kommen Sie zu mir. Und nun Adieu. Ich habe einen tollen Appetit auf Sherry und Kaviar."

Willisch stand noch immer wie angebonnert hinter seinem Pulste, als Schweder schon längst fort war. Dann überlas er sich ein-, zwei-, dreimal den noch offen vor ihm liegenden Brief und schüttelte immer wieder von neuem den Kopf.

"Ein räthselhafter Mensch, dieser Herr Schweder," sprach er dann vor sich hin. "Nun, mir kann's recht sein. Ich bin bisher immer gut gefahren, wenn ich gethan habe, was er gewollt hat. Warum sollte ich auch nicht Rittergutsbesitzer werden können — daß ich Dienstmann werden sollte, wurde mir auch nicht an der Wiege gesungen."

* * *

Am Nachmittage des folgenden Tages herrschte im Sezer-saale von Gandersberg und Kompagnie große Heiterkeit. Die am Morgen erschienene dritte Nummer des „Tageskorrespondenten“ war von mehreren Sezern in der Mittagsstunde gelesen und so interessant gefunden worden, daß Därmig jetzt, die zeitweilige Abwesenheit des Faktors benutzend, eine ganze Reihe von Stellen daraus mit großem Pathos vortrug.

„Hier, ah, das ist das Beste — welcher geistreiche Jüngling hat den Roman gesetzt? Unser gemeinschaftlicher Freund Christlieb — dacht' ich mir's doch — der ist mir immer so vorgekommen, wie ein großer deutscher Humorist. Aber das hätte ich ihm doch nicht zugetraut, dieses tiefe Gefühl —“

„Lesen, lesen!“ rief es von allen Seiten.

Nach einigem Sperren begann Därmig:

„Die blondlockige Laura saß am Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Ein Seuzer hob ihren Busen; sie dachte an Roderich. Hammel, seufzte sie, wie bist du so grausam —“

Ein donnerndes Gelächter unterbrach ihn.

„Famos, ausgezeichnet... Hammel, seufzte sie. Christlieb, das ist der beste Wit, der im Leben gemacht worden ist,“ jubelten die Sezer.

„Es ist aber doch eigentlich frivol,“ meinte Därmig im Pastor-ton. „Aus dem Himmel einen Hammel machen.“

Christlieb, der den Sezwitz auf dem Gewissen hatte, schien durchaus darüber nicht betrübt zu sein.

„Ich denke, der hochnäsige Herr Chefredakteur wird allmählich einsehen lernen, daß das Korrektorenlesen doch nicht von dem ersten besten nur so nebenbei gemacht werden kann. Ich war vorgestern nämlich gerade im Contor, als der Herr Schweder erklärte, die Redaktion werde fortan die Korrektur ganz allein lesen. Herr Hampel habe vollkommen Zeit dazu und werde eine derartige untergeordnete Arbeit natürlich sehr gut leisten können.“

„Aha, und da hat unser Freund Christlieb ein wenig strafende Vorsehung gespielt und aus dem Himmel einen Hammel gemacht, um die Herren von der Redaktion für ihre beleidigende Geringschätzung der Korrektorthätigkeit zu bestrafen,“ rief Därmig.

„Na, ich dünkte, besagter Hammel wäre nicht der einzige Sezfehler in dieser Nummer,“ entgegnete Christlieb. „Und im Roman, den ich gesetzt hab', sind noch lange nicht die meisten.“

„Aber die genialsten. Hört nur weiter.“ Därmig hatte weiter gelesen und mußte wieder auf einen sehr interessanten Vord gekommen sein, denn er wieherte förmlich vor Lachen.

„Na, drauf, vorlesen!“ riefen die Kollegen.

„Gleich, nachdem die reizende Laura nach dem Hammel ge-seufzt, auf der dritten Spalte der zweiten Seite, auf der letzten Zeile geht's weiter: ‚Die Nachtigall ließ ihre melodische Liebesklage ertönen und‘ — nun hört, hört,“ unterbrach sich Därmig, um die Neugierde derjenigen, welche den „Tageskorrespondenten“ noch nicht selbst gelesen hatten, auf das höchste anzuspannen, „hört, hört — die Nachtigall ließ also ihre Liebesklage ertönen und — griff nach Hut und Stock, um auf der Stelle den schweren Gang zu dem Arzte zu unternehmen.“

Das Gelächter, welches diesem letzten Theil der därmig'schen Vorlesung folgte, übertraf an erschütternder Gewalt fast noch das von vorher.

„Das ist ja kostbar, unbezahlbar. Die Nachtigall mit Hut und Stock zum Arzt gehend. Na, da hat der Christlieb sich selbst übertroffen, so ein brillanter Unsinn ist wohl noch keinem von uns gelungen.“

Dem Sezer Christlieb mochte die Sache selbst bedenklich vorgekommen sein. Denn er war sofort zu Därmig hingespungen und hatte in's Blatt hineingehaut, um sich zu überzeugen, ob wirklich darin stünde, was Därmig gelesen.

„Falsch umbrochen, weiter nichts, geht mich garnichts an. Auf die dritte Spalte der zweiten Seite folgt die zweite, nein — die dritte Spalte der dritten Seite. Na, das ist freilich gescheit; Herr Metteur Padert, was sagen Sie denn dazu?“ Christlieb ging befriedigt auf seinen Platz.

Padert, der dem ganzen Spektakel ohne ein Wort dreinzureden zugehört, hatte endlich auch nach dem Exemplar der neuesten Nummer des „Tageskorrespondenten“ gegriffen, welche er auf dem Fensterbrett, an dem er stand, unter einem großen Bierglase deponirt hatte.

„Himmelfreudonnerwetter,“ fluchte er jetzt los. „Das kommt von der niederträchtigen Hezerei mit so einem Tageblatt, da möchte der Teufel Metteur sein. Und die Korrektur, die so 'n neugebädener Redakteur, so 'n davongelaufener Schulmeister liest, das ist 'n wahrer Skandal, ene Schande für die Menschheit, so einer merkt natürlich garnichts, und wenn man ihm auch ein Kirchenlied an die Stelle des Leitartikels setzte...“

Die Heiterkeit in der Druckerei war auf den denkbar höchsten Gipfel gestiegen, und es war wirklich Zeit, daß der Faktor Weber aus dem Contor, wohin er gerufen worden war, zurückkehrte. Nicht der Respekt vor dem Faktor, weit mehr die Neugierde, was er diesmal hinter den Falten seines allezeit bedenklichen Antlitzes zu verbergen hätte, brachte einige Ruhe in den tobenden Sturm des allgemeinen Vergnügens.

„Na, das ist eine schöne Geschichte,“ begann der Faktor, dessen Mund allezeit sofort von dem überließ, wess' sein Herz voll war. „Das ist ja im ganzen Leben noch nicht dagewesen. So 'ne Blamage für die Druckerei — die ganze dritte Nummer des ‚Tageskorrespondenten‘ wimmelt von Druckfehlern und noch dazu von den fürchterlichsten, die ich je in meinem ganzen Buchdruckerleben gesehen habe.“

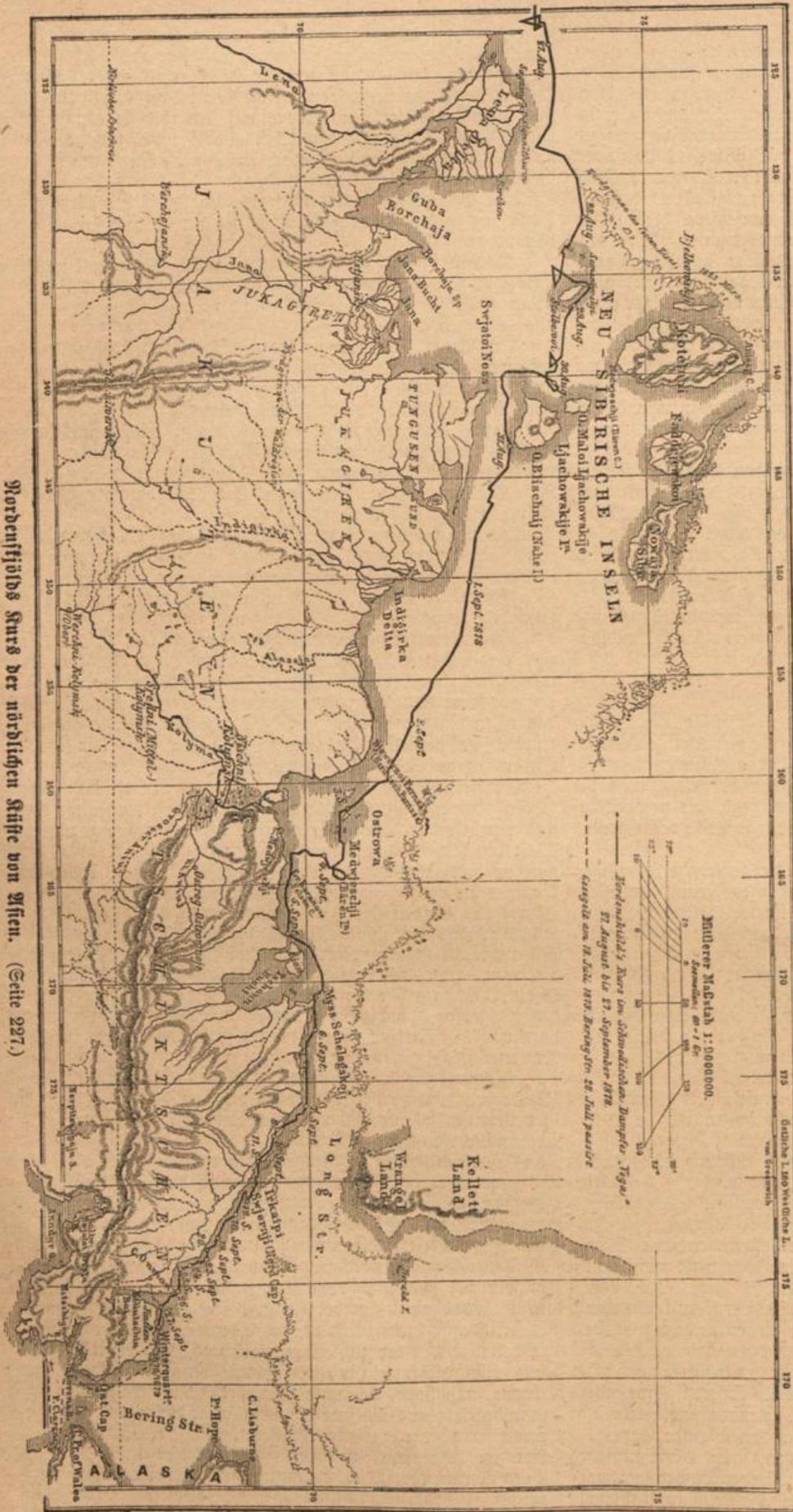
„Blamage für die Druckerei — oho! — das wäre,“ riefen die Sezer. „Wozu ist denn die Korrektur da. Der Korrektor ist verantwortlich für das und höchstens noch für Fehler im Umbrechen der Metteur.“

Padert wurde kirchroth vor Wuth und donnerte eine Fluth von ungeheuerlichen Fluchkompositionen in den Sezer-saal hinein. Gelächter, Zurufe erheuchelten Mitgeföhls oder unverhüllten Spottes antworteten ihm. Es blieb dem Faktor Weber nichts übrig, als seiner Gewohnheit zuwider energisch auf Ruhe zu dringen.

„Jeden Augenblick kann der Chef hier sein,“ versicherte er. „Er will sich persönlich erkundigen, wer die meiste Schuld an dem Skandal und der verpöschten Nummer trägt. Er war fürchterlich aufgebracht, und der Chefredakteur, der Herr Schweder, war bei ihm und der zuckte immerfort verächtlich die Achseln und fixirte mich durch seinen Zwider, wie einen Schuljungen oder Rekruten, und sagte, er müsse darauf bestehen, daß alle, deren Böswilligkeit oder Leichtsinm die Druckfehler dieser Schandnummer veranlaßt habe, ohne alles Weitere entlassen würden, und er würde im ‚Tageskorrespondenten‘ von dieser nicht mehr wie billigen Strafmaßregel ohne Verzug dem Publikum Mittheilung machen.“

Padert und Christlieb schien es gar nicht mehr so wohl zu Muthe zu sein, als kurz zuvor. Padert grunzte nur noch erbittert, aber doch recht kleinlaut, vor sich hin. Christlieb wollte flugs hinunter ins Kontor — da that sich die Thür auf und es traten der Chefredakteur Schweder in Begleitung des eigent-

Nordenskiöld's Skizze der nördlichen Küste von Sibirien. (Seite 227.)



lichen Chefs der Firma Gandersberg und Kompagnie, des jungen Gandersberg, und Fritz Lauters herein.
Der Buchdruckereibesitzer fragte nach dem Metteur. Packert unterdrückte mit Mühe einen Kernstich und trat, mit einem Gesicht, wie ein gereizter Bullenbeißer, ein paar Schritte vor. Der

Hals über Kopf erfolgen, daß nichts Derartiges unmöglich ist. Zumal wenn sich Redaktion und Druckerei noch nicht völlig mit einander eingearbeitet haben und wenn, ich bin ganz offen, die Korrektur mangelhaft ist."

(Fortsetzung folgt.)

Faktor Weber schob sich eiligst dazwischen. Es war ihm zwar nicht entgangen, daß Packerts Löwenstimme keineswegs ungetrübt geblieben war, aber er kannte den Mann zu genau, um nicht zu wissen, daß er in der Wuth, — eigentlich sein gewöhnlicher Gemüthszustand, — zu allem fähig war. Und er wußte ferner, daß er im Grunde ein ehrlicher Kerl war, den er nur sehr ungern dem fatalen Schicksale der Entlassung hätte anheimfallen sehen. Grade Packert fand schwerer anderweitige Arbeit, als jeder andere, weil er durch seine Grobheit in allen Druckereien der Stadt berüchtigt war, und noch zum Wanderstabe zu greifen, dazu war er zu alt, und Familie hatte er auch, die ihn wohl oder übel an die Scholle fesselte.

Er trat also mit der Schildmütze in der Hand auf seinen Prinzipal zu und sagte in fast bittendem Tone zu diesem:

"Ich kann nur wiederholen, Herr Gandersberg, was ich schon im Contor gesagt habe, und was Sie ja als praktischer Buchdruckerprinzipal wenigstens ebenso gut wissen, als ich, die Verantwortung für die Druckfehler in einer Zeitung, deren Herstellung ja die Druckerei immer in der größten Eile zu besorgen hat, fällt auf den Korrektor und niemanden anders. Der Metteur Packert war gestern so mit Arbeit überladen, die Korrekturen kamen so spät nach der Druckerei zurück, genug, alle Arbeit drängte sich so auf eine ganz kurze Zeit zusammen, daß es wirklich kein Wunder ist, wenn die größten Fehler geschehen sind."

Herr Gandersberg nickte seinem Faktor freundlich zu. Der Aerger, den dieser bei ihm bemerkt hatte, war offenbar zum größten Theile verfliegen.

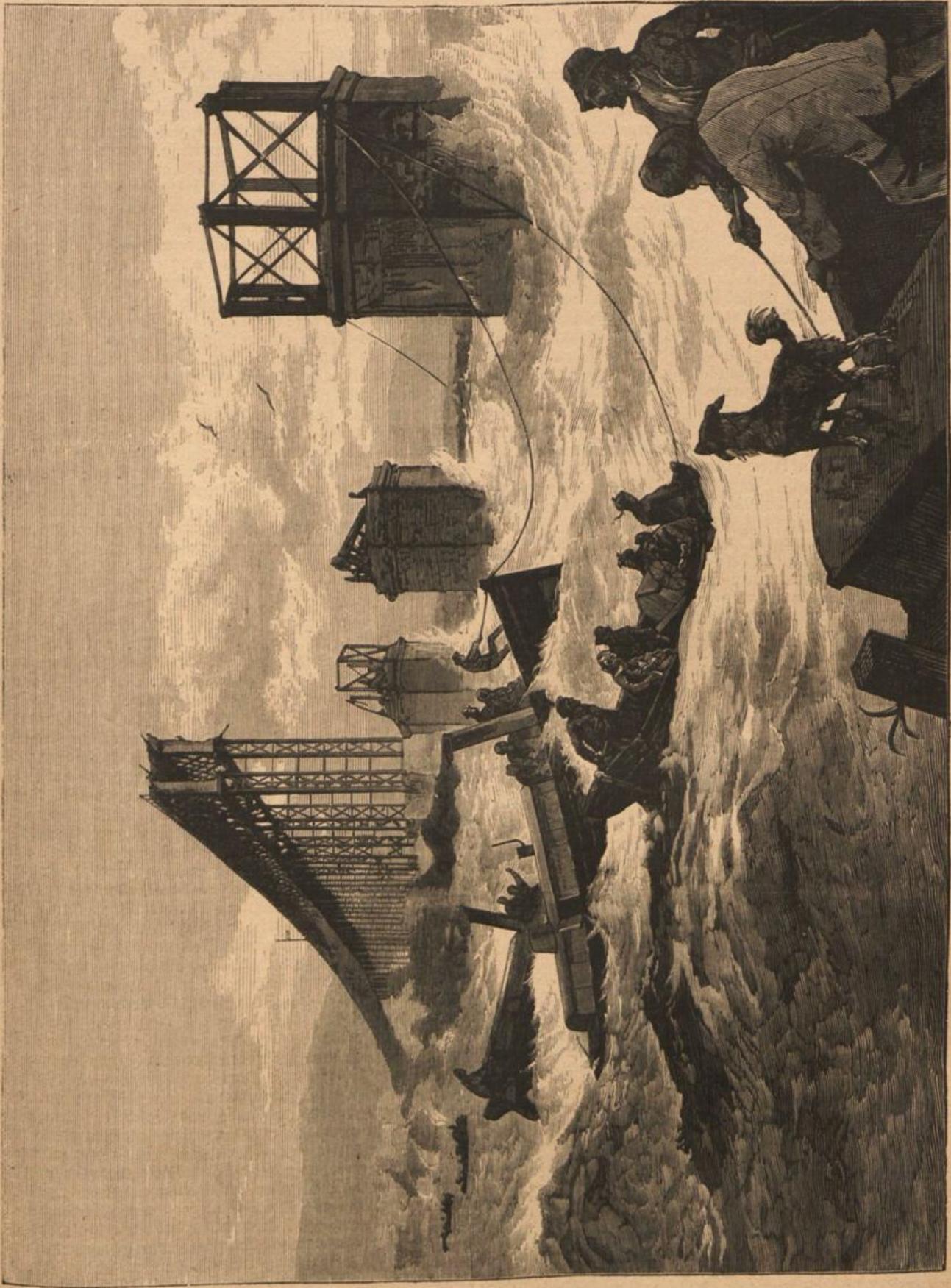
"Ich kann nur die Behauptungen meines Faktors unterstützen und muß die Verantwortlichkeit im Namen der Druckerei ablehnen. Wer ist für die Druckfehler, welche in den übrigen Drucksachen vorkommen, die aus meiner Offizin hervorgehen, verantwortlich, Herr Lauter?"

Fritz Lauter, der bisher bescheiden im Hintergrunde stehend zugehört hatte, antwortete ruhig und mit einer sehr entschiedenen, und dabei eigenthümlich wohlklingenden Stimme: "Der Korrektor, niemand anders — also ich."

Herr Gandersberg nickte. Der Chefredakteur Schweder zuckte, wie so oft sonst, die Achseln.

"Und Sie glauben auch nicht, daß auf irgend einer Seite Böswilligkeit im Spiele ist? Es ist doch kaum glaublich, daß ein volles Duzend der lächerlichsten Druckfehler — wenn es nicht mehr sind! — alle in Folge puren Zufalls in einer einzigen Nummer sich ein Rendezvous geben."

"Die Herstellung einer größeren, täglich erscheinenden Zeitung muß so Hals über Kopf erfolgen, daß nichts Derartiges unmöglich ist. Zumal wenn sich Redaktion und Druckerei noch nicht völlig mit einander eingearbeitet haben und wenn, ich bin ganz offen, die Korrektur mangelhaft ist."



Der Einfuhr der Faybrücke in Schottland. (Seite 227.)

Der Geheimmittelschwindel.

Von Emanuel B.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der Mundspülwässer und Zahnseifen ist Legion, über den Werth solcher Mittel haben wir uns schon oben ausgesprochen, und wollen wir hier nur die größten Marktschreier herausgreifen. Da ist vor allem das Anatherin-Mundwasser von J. G. Popp in Wien, welches aus einer Abkochung von Sandelholz, Guajakholz, Myrrhe, Nelken, Zimmet, sowie aus Nelkenöl, Zimmtöl, Alkohol und Rosenwasser zusammengesetzt ist. Das nach dem Erlöschen des Privilegiums veröffentlichte Originalrezept lautet aber etwas anders als obige von Hager angegebene Analyse: 1 Loth Myrrhe, 4 Loth Guajakholz, 1 Loth Salpeter werden mit 2 Maß Kornbranntwein und 3 Maß Löffelkrautspiritus eine Nacht hindurch maverirt, dann aus einer Blase 4 Maß davon abdestillirt, in diesen 1 Loth Gartenraute, 1 Loth Löffelkraut, 1 Loth Rosenblätter, 1 Loth schwarzer Senf, 1 Loth Meerrettig, 1 Loth Bertramwurzel, 1 Loth Chinarinde, 1 Loth Bärlappkraut, 1 Loth Salbei, 1 Loth Beiderwurzel, 1 Loth Alkanna Wurzel 14 Tage lang digerirt, nach dem Filtriren jedem Pfunde $\frac{1}{4}$ Loth Salpeterätherweingeist zugesetzt. Wittstein gibt an, daß ein 6 Loth enthaltendes Glas 3 Mk. kostet, aber kaum den sechsten Theil davon werth ist. In dieser Abkochung so mannichfacher Pflanzensäfte steckt ein gutes Stück mittelalterlicher Medizin. Ebenso komplizirt zusammengesetzt ist das Mundwasser von J. Pohlmann in Wien; das von H. Thiel in Berlin enthält Krausemünze, Salbei und Sandelholz, das von Fr. Bier in Wien besteht aus Pfeffermünzöl und Melissenblätterabkochung. Die Mund- und Zahn-Essenzen von A. Ott in Augsburg ist weiter nichts als eine Auflösung von Krausemünzöl in Spiritus. Von Zahnseifen sei erwähnt die Pasta von A. H. A. Bergmann in Waldheim, welche etwas Pfeffermünzöl enthält, die von Pfeffermann in Wien, welche aus Schlemmkreide, Austeruschalen, Florentiner Lach und Pfeffermünzöl, sowie Tragantischleim zusammengesetzt ist, und die Aromatische Zahn-Pasta von Dr. Suinde de Bontemard in Rheinsberg, die Delfseife, Stärkemehl, Kugellack, kohlensauren Kalk, schwefelsauren Kalk, Bimstein und Pfeffermünzöl enthält. Von Zahnpulvern sind die sogenannten Chinesischen sehr verbreitet, dieselben sind nichts als sehr feingeriebener Bimstein, der wegen seiner Härte und Rauheit den Zähnen bei wiederholtem Gebrauche höchst schädlich wird. Das Myrrhine von J. B. George in Paris enthält Glycerin, Myrrhe, Arrowroot (Stärke aus der amerikanischen Pfeiswurzel), Kreide und Zimmtöl, kostet 4 Mk. und ist 20—30 Pf. werth. Daß die Geheimmittelfabrikanten weniger auf die Gesundheit ihrer Mitmenschen als auf deren Geldbeutel Rücksicht nehmen, wird aus den angeführten Proben ersichtlich sein. Mitunter sind dieselben sogar so gewissenlos, schädliche und giftige Substanzen unter verlockenden Anpreisungen anzubieten. Wir warnen vor dem Zahnamalgam zum Ausfüllen hohler Zähne, welches aus Quecksilber und Kupfer besteht.

An Häufigkeit der Verbreitung den Zahnmitteln entsprechend sind die Mixturen zum Färben der Haare und zur Stärkung des Haarwuchses. Auch hier begegnen wir in der Presse tagtäglich der gar manchem sehr angenehmen Anzeige: Keine grauen Haare mehr. Bei starkem Gebrauch wird auch sicherlich die versprochene Wirkung nicht ausbleiben: der Verfertiger dieses Heilmittels wird dann so viel verdienen, daß er sich keine grauen Haare mehr wachsen zu lassen braucht. Im übrigen werden wir den Haarleidenden und Kahlköpfigen auch hier manche Hoffnung zu nichte machen müssen: in den meisten Fällen läßt sich die verschwundene Zierde des Hauptes nicht mehr in alter Pracht und Herrlichkeit hervorzaubern. Das Ergrauen der Haare wie das Ausfallen derselben wird durch Erkrankung des Gesamtorganismus oder der Kopfhaut allein bedingt. Besonders häufig tritt Haarschwund nach Typhus und Pocken, auch nach dem Wochenbettfieber auf. Die Störungen, welche die Ernährung der Haarwurzeln beeinträchtigen, können oft durch Kräftigung der Kopfhaut beseitigt werden und sind laue Waschungen, Frottiren der Kopfhaut mit weichem Flanell von gutem Erfolge. Mitunter aber wird die Haarkrankheit durch einen Pilz, Trichophyton tonsurans, veranlaßt, der mit seinen Fäden entweder in den Haarbalg eindringt, diesen zerstört und das Haar zum Ausfallen bringt, es zeigen

sich alsdann zwischen sonst behaarten Stellen kahle Flecke; oder der Pilz dringt in den Haarschaft ein und bewirkt, daß dieser über der Kopfhaut abbricht, so daß dieselbe wie soeben kurz geschnitten aussieht. In diesem Falle muß vor allen Dingen der gefährliche Schmarozer beseitigt werden. Mittel zur Erzeugung verschwundenen Haarwuchses können also, wenn die Kopfhaut noch gesund ist, auch Erfolge haben, nicht als ob sie im Stande wären, die verschwundenen Lebensfunktionen derselben wieder hervorzubringen, sondern nur indem sie die unterdrückten wieder kräftigen. Eine schwach reizende Pommade, die vielleicht etwas chininhaltig ist, wird ein Arzt wohl anrathen; ein solcher ist aber stets um Rath zu fragen, denn, wie wir gleich sehen werden, gibt es der angepriesenen Mittel eine ganze Menge, dieselben sind aber theils nichtsnutzig, theils schädlich.

Die Haar-Konservirungs-Pommade von Dr. J. Brown in Wien ist mit Phlogallensäure und Kalilauge schwarzgefärbte Pommade. 50 gr. kosten 4 Mk., Materialwerth 50 Pf. Das Haarerzeugungsmittel von Morny ist nach Hager und Jakobsen eine mit Essig versetzte, aufgekochte und mit Eau de Cologne parfümirte Bierwürze. Die 95 gr. enthaltende Flasche kostet 3 Mk., Materialwerth 10 Pf., medizinischer Werth gleich Null. Die Haarerzeugungstinktur von Kneifel in Dresden ist ein Gemisch von Chinatinktur, hoffmannischem Lebensbalsam (einer Auflösung ätherischer Oele in Spiritus) und Zwiebelast. Das 32 gr. enthaltende Glas kostet 1 Mk., Materialwerth 30 Pf. Der Haarbalsam von Bakerston in London enthält Koloquinten und Spanischen-Fliegenextrakt. Die 3 Loth enthaltende Weißblechschachtel kostet 3 Mk., ist aber um den vierten Theil dieses Preises aus jeder Apotheke zu beziehen. Außerdem ist der Balsam schädlich, da die Spanischen Fliegen reizend wirken und die etwa noch vorhandenen Haarwurzeln zerstören. Eine ähnliche Zusammenetzung hat das Glykolyblastol von Klejinsky in Wien. Noch nichtswürdiger ist das Haarwasser des Dr. Sachs, bereitet von Gilbert in Berlin. (Auch unter dem Eau du docteur Sachs). Dasselbe soll die behaarte Haut vor allen schädlichen Einflüssen schützen, die Haare in kürzester Zeit wieder hervorrufen, ihr Weißwerden verhindern und die Haut stets rein und gesund erhalten. Hager fand, daß es eine Lösung von Pikrotoxin und Ricinusöl in Alkohol ist. Dieses Mittel hatte, wie Wittstein angibt, nach dreitägiger Anwendung bei einem Herrn einen bedeutenden Hautausschlag auf der Kopfhaut und eine starke Augenentzündung hervorgerufen. (Pikrotoxin ist ein heftiges Gift, welches aus den Koffelskörnern bereitet wird.) Ohne Werth ist das Mittel zur Beförderung des Haarwuchses von Edm. Bühligen in Leipzig, daß nach Schädler aus Arnikablüthen tinctur, Glycerin, Spiritus und Wasser besteht, 6 Mk. kostet, aber nur 20 Pf. Materialwerth besitzt. Die Haarwuchsalbe von Apotheker D. Selle in Zschau ist nicht ganz werthlos, sie besteht, wie Hager und Jakobsen angeben aus Wachsalbe mit Chinarindenextrakt nebst etwas Katechutinktur und Perubalsam, ihr Verkaufspreis, $3\frac{1}{2}$ Mk., ist aber dreimal zu hoch.

Und nun gar die Barterzeugungsmittel. „Nur, wer die Schnuck kennt, weiß was er leidet“, der arme Jüngling, an dessen spiegelglatten Wangen und Kinn auch nicht das kleinste Härchen Hoffnung verheißend hervorstippen will. Wie sollte er nicht 1 Mark wagen für das „unstreitig sicherste Mittel, binnen kürzester Zeit bei selbst noch jungen Leuten einen starken und kräftigen Bartwuchs hervorzurufen. Für den sicheren Erfolg garantiert der Erfinder Bergmann in Rochlitz.“ Diese „Barterzeugungstinktur“ ist nach Wittstein der spirituöse Auszug irgend einer beliebigen Baumrinde, verest mit ein wenig Rosmarin- und Thymianöl; wem nach Anwendung derselben der Bart wächst, hat das günstige Resultat lediglich seinen Haarwurzeln zuzuschreiben, die ohne Tinktur auch nicht geizig hätten, ihre Pflicht zu thun. Die vielangepriesene Rotherische Barterzeugungspommade, ebenfalls mit garantirter Wirkung, ist, wie Hager angibt, ein Gemisch von 15 Theilen schlechter Pommade mit 1 Theil Chinarindenpulver. Die Dose kostet 2 Mk. 20 Pf., wäre aber um 20 Pf. herzustellen.

Der große Abfah dieser Artikel findet seine Erklärung nicht

nur in der Leichtgläubigkeit, sondern hauptsächlich in der Scheu des Bartbedürftigen, sein Verlangen einem Arzte zu klagen. Letztere Ursache fordert auch ihre Opfer unter jungen und alten Damen, welche an dem entgegengekehrten Uebel leiden, nämlich jenen kleinen, unverwundten, schwarzen Härchen unter der Nase, die zwar dem Gesicht einen sehr energischen Ausdruck verleihen, wahrscheinlich aber gerade deswegen als abschreckend für ehe- lustige junge Leute vom weiblichen Geschlecht tief gehaßt und weggezielt werden. Von Edm. Bühligen in Leipzig wird hiergegen ein Enthaarungsmittel, Busma oder Kusma, empfohlen, vor dessen Gebrauch wir dringend warnen müssen; es besteht nach Hager und Jacobson aus 3 Theilen Auripigment (Schwefelarsen) und 15 Theilen Aestfalk und entfernt zwar die Haare, kann aber eine Hautentzündung hervorrufen. Uebrigens wurde und wird dasselbe im Orient vielfach angewandt. Rationeller wirkt eine auf Leinwand gestrichene Harzmischung, welche mit den Härchen fest verklebt und beim Abnehmen die Wurzeln auszieht.

Das Ergrauen der Haare, welches eine Fluth von Heilwässern bekämpfen will, kann durch zweierlei Ursachen hervorgerufen werden; entweder bildet sich in den Haarzellen kein Farbstoff mehr, oder in dem noch farbstoffhaltigen Haar treten zahlreiche kleine Luftbläschen auf. Letzteres ist gewöhnlich beim plötzlichen Ergrauen durch heftige Nervenerschütterung der Fall. Eine Heilung kann die Medizin nicht versprechen; der Geheimmittelschwindel weiß dagegen um so mehr von glücklichen Kuren zu erzählen und preist seine Erzeugnisse in der übertriebensten Weise an.

Zum Färben ist als unschädlich die Anwendung von frisch gepreßtem Wallnuschalenensaft, auch humus-saures Ammoniak und Pyrogallsäure zu empfehlen. Vor Bleiwässern ist entschieden zu warnen, da sie auf die Kopfhaut schädlich wirken, auch der Gebrauch von Höllesteinlösungen (salpetersaures Silber) ist mit Vorsicht aufzunehmen. Vorzügliche Dienste leistet das übermangansaure Kali, wenn dasselbe auf das, behufs Entfettung vorher mit einer sehr schwachen Salmiatgeistlösung (1 Theil käufl. Salmiatgeist auf 50 Theile Wasser) gewaschene Haar mit einer weichen, kurzhaarigen Bürste in dünner Lösung mehreremal gleichmäßig aufgetragen wird. Der Nushöllextrakt von H. Müller in Leipzig, parfümirtes Mandelöl, das über getrockneten grünen Wallnuschalen eine zeitlang gestanden hat, sowie der Nushalen-Extrakt von A. Hube in Stettin haben, wie Wittstein angibt, keine haarfärbenden Eigenschaften. Der Wallnuschalen-Auszug von J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin enthält keine Spur von Wallnüssen, sondern besteht aus chromsaurem Kupfer und salpetersaurem Silber.

Silberhaltige Färbemittel sind; Der Hiawatha-Haarbalsam von Hoyt, Melanogene von Diquemare in Rouen, Eau de Mont Blanc, Eau d'Afrique, Eau Lajeune aus Paris.

Die weitaus meisten sind bleihaltig, also auf jeden Fall schädlich. Wittstein führt als solche an: Eau capillaine von Dr. R. Brimmayer in Echternach (Luxemburg), das angeblich unschädliche Eau de Capille von Kamprath und Schwarze in Leipzig, Eau de Cythere, Eau de fée von Lattke in Kiel, Eau des fées von Sarah Felix in Paris, Eau de Floride von Gaislein und Comp. in Paris, Eau de Bahama, Ostindischer Haarbalsam von Dr. Ayer, die Gerbstoffpommade von Fickiol und Andaque in Paris, ohne jede Spur von Gerbstoff, der vegetabilische Haarbalsam von A. Marquardt in Leipzig, ohne jede Spur von Vegetabilien, der mexikanische Haar-Erneuerer von

H. C. Gallup in London, Haarfarbe-Kraftpommade von E. Hirsch und C. Ruß in Wien, Haarfärbewasser von M. Richter in Berlin, Haar-Naturalisir-Präparat von Lattke in Kiel, Aqua amarella, Teinture de Venus von Dr. L. Bonnot, Haar-Regenerator von Rosetter, Haar-Restorer von Apotheker Fr. Brabender in Cleve, Ostindisches Haarwasser von Emil London, Selenite perfectionné aus Paris und eine große Reihe englischer Färbemittel, Hair-Regulator von Tebet in Manchester, Hair-Renewer von Hall in Nashua, Hair-Restorative von Simonds, ferner dasselbe von Singer in New-York, von Wood und D. Brien in New-York, Hair-Tonique von Knittel in New-York und Hair-Vigor von Ayer in Lowell. Fürwahr, eine nette Blumenlese betrügerischer Spekulanten.

Kiti von Pelsler-Berensberg, auch Haaröl der Neopatra genannt, von Witte in Berlin verfertigt, besteht aus 72 Theilen parfümirtem Ricinusöl und 24 Theilen starkem Spiritus, der mit Anilin blau gefärbt ist. Das 2 1/2 Loth enthaltende Glas kostet 1 1/2 Mk., kann aber in jeder Apotheke für 50 Pf. hergestellt werden. Der Name Kiti ist von der griechischen Benennung der Ricinusstaude hergenommen; das Ricinusöl ist ein empfehlenswerthes Mittel zur Reinigung der Kopfhaut, wenn es auch nicht, wie der Verfertiger obigen Haaröles angibt, die Haarwurzeln kräftigt. Auf jeden Fall ist die Preisforderung Witte's eine zu hohe. Huil de Floride von Gaislein und Comp. ist nichts als parfümirtes Baumöl, der vegetabilische Haarbalsam von Gutter und Comp. in Berlin, auch unter dem Namen Esprit des cheveux ist verdünnter hoffmannischer Balsam; der Mailänder Haarbalsam von Kreller in Nürnberg enthält etwas Chinin, ist darum aber nicht werthvoller als seine Vorgänger. Das Antipsilothron von Hegewald in Berlin besteht aus Galläpfelextrakt mit Spiritus; J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin wenden Kanthariden an, ebenso Waterjon in London. Das Haarfärbemittel von Berger in Paris nimmt zur Abwechslung statt Blei Kupfer und Nickel, wahrscheinlich einen in Schwefelsäure und Salpetersäure gelösten Reichstüpfennig. Phosphor von Dr. J. Lamatsch in Wien besteht aus einer Vorbereitungsmischung, welche Natrium enthält, das Haar also angreift, und salpetersaurem Bismuth mit Glycerin. Das Glycerin-Haarwasser mit Chininextrakt von A. Heinrich in Leipzig enthält nicht eine Spur von Chinin, sondern besteht aus Perubalsam, Ricinusöl, Rum und Wasser, kostet 2 Mk. und ist 50 Pf. werth. Ebenso läßt sich in der Aricin-Pommade von Jul. Wittner in Gloggnitz keine Spur von Aricin (ein Bestandtheil der Cusco-Chinarinde) nachweisen. Das vegetabilische Haarfärbemittel von Dr. L. Beringnier ist Eisenchlorid und Brenzgallesäure, kostet 10 Mk., wäre aber mit 80 Pf. reichlich bezahlt. Der Bartfreund Royer in Berlin kann auch Haare färben und gibt Eichenrindenabkochung mit etwas Soda, wenigstens ein ungefährlicher Scherz. Der Haarspiritus von Apotheker R. Woesch in Nürnberg enthält Kupfervitriol, aber keinen Spiritus.

Und so ließe sich bogenlang das Sündenregister der gewissenlosen Spekulanten fortführen. Manche der angeführten Mittel sind, nachdem sie eine zeitlang durch große Reklame starken Absatz gefunden hatten, wieder verschwunden, um an einem anderen Orte unter neuem Namen wieder aufzutauhen. Für den Inseratentheil der diesen Lenten willfährigen Presse paßte recht gut als Motto das bekannte Wort: non olet — Geld riecht nicht, denn „in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Backhese und ihre faule „Selbstgährung“.

Von Dr. S. Gidtmann, Arzt in Linnich.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Gefahr für die Hese beginnt also mit ihrem Ruhezustand, mit dem Aufhören ihrer Gährarbeit. Die Hese verdirbt am ehesten bei lange anhaltender Unthätigkeit. In dem Maße, wie die Sproßzellen ihre Thätigkeit einstellen, bekommen entweder die Schimmelpilze oder die Spaltpilze das Uebergewicht und leben von den todtten Sproßhesezellen. Prof. v. Nägeli hat diese sehr

interessanten zymotischen Vorgänge in der Hese eingehend studirt. Er schreibt hierüber auf Seite 77:

„Bei den zahlreichen Versuchen mit Aussaat von verschiedenen Hesepilzen in das nämliche Glas bekam ich in der Regel Resultate, die den Erwartungen nicht entsprachen. Anfänglich zwar vermehren sich die verschiedenen Keime, jeder nach Maßgabe seiner

Eigenthümlichkeit und der ihm mehr oder weniger zuzugenden äußeren Umstände. Dies geschieht solange, als die Pilze noch wenig zahlreich und daher in der Flüssigkeit derartig vertheilt sind, daß sie einander nicht beeinträchtigen können. Sowie sie aber so zahlreich geworden, daß sie durch Konkurrenz aufeinander wirken, so beobachtet man gewöhnlich, daß einer derselben sich stark vermehrt und daß das Wachstum der übrigen gänzlich stille steht. Diese Konkurrenz tritt um so sicherer ein, je gleichartiger die Nährflüssigkeit in allen ihren Theilen beschaffen ist. Sind lokale Ungleichheiten vorhanden, z. B. durch Beimengung von festen Stoffen und gehemmte Circulation, oder durch ungehinderten Luftzutritt zu der Oberfläche, während die tieferen Flüssigkeitsschichten wenig oder keinen Sauerstoff erhalten, — so können zwei verschiedene Pilzvegetationen, jede an ihrem Orte, die Oberhand gewinnen und alle anderen Pilze verdrängen.“

Ein in die Augen fallendes Beispiel dieses Verhaltens der Hefe ist ein mit Schimmelpilz überzogener trockener Brot-Sauerteig aus Roggenmehl. Hier haben wir in der Kruste Schimmelpilze aller Farben und Formen, während der Kern reich an Sprosspilzen ist und nur eine beschränkte Zahl von Spaltpilzen birgt. Sauerteig dagegen, welchen man in nassem Zustande hat altern lassen, hat ebenfalls außen einen Wald von Schimmelflora, während er innen Spalt(Haul-)pilze nährt, und die wirksame Sproßhefe von Stunde zu Stunde mehr verzehrt wird.

Die Hefe, solange sie in der Brauerei ist.

„Die Hefe der Bierbrauer ist fast rein von Spaltpilzen; sie kann bei jahrelangem Betrieb, während welchem eine große Menge von neuen Zellengenerationen gebildet werden, diese Reinheit behalten. Dies ist eine sehr merkwürdige Erfahrung, da doch hier die Vermehrung der Hefe in einer neutralen Nährlösung (welche doch sonst der Entwicklung und Vermehrung von Spaltpilzen ungemein günstig ist), erfolgt. Wenn man nämlich in eine neutrale, zuckerhaltige Lösung (auch in Bierwürze) eine Spur von Bierhefe aussetzt und die Spaltpilze, welche in dem zugefügten Wasser oder schon in der Hefe enthalten sind oder aus der Luft her einfallen, nicht vollständig ausschließt, so erhält man zuletzt meistens eine (über die Hefepilze) überwuchernde Spaltpilzvegetation.“

Das ist nun aber in den Brauereien nicht der Fall, und Professor v. Nägeli stellt sich die Frage, woher es komme, daß die Hefe in dem Brauereibetriebe — im Gegensatz zu ihrem raschen Erkranken und Faulwerden in der Hand der Händler und der Bäcker — sich von Generation zu Generation solange rein erhalte. Er sagt:

„Die chemische Beschaffenheit der Bierwürze kann nicht die Ursache sein, warum in der Hefe die (gefährlichen) Spaltpilze beim Brauereibetrieb sich nicht vermehren.“

Dem: „Würden Sproß- und Spaltpilze, beide in Spuren, zugleich in neutrale zuckerhaltige Flüssigkeiten (auch in Bierwürze) ausgesät, so gewannen die Spaltpilze nach einiger Zeit vollständig die Oberhand (und die Sproßhefepilze gingen unter), mochten die Umstände so oder anders beschaffen sein.“ Die Hefe büßte dabei ihre Gährfähigkeit ein, wurde matt und zum Backen ungeeignet; die Hausfrauen sagen: die Hefe ist schal.

„Da sich aber bei anderweitigen Versuchen gezeigt hatte, daß, wenn einmal die geistige Gährung ordentlich in Gang gekommen ist, dieselbe dann auch andauert und die sie bewirkende Sproßhefe allein sich vermehrt (die Spaltpilze also neben dieser nicht aufkommen können), so wurden Versuche in der Art angestellt, daß zur Aussaat eine größere Menge von Bierhefe und nur Spuren von Spaltpilzen dienten. Der Erfolg war ganz überraschend. Mag die zuckerhaltige Nährflüssigkeit und die Temperatur wie immer beschaffen sein, so kann man durch Aussaat einer hinreichenden Quantität von Sproßhefe den gewünschten Zweck erreichen, daß nur diese sich vermehrt und die in geringer Menge vorhandenen Spaltpilze garnicht wachsen.“

„Bei der Konkurrenz der Hefepilze (mit den Spaltpilzen) ist also die verhältnismäßige Zahl der Konkurrenten von Bedeutung.“

Ein mit Wasser verdünnter Tropfen Hefe oder Sauerteigmasse gibt uns unter dem Mikroskop über dieses Zahlenverhältniß der vorhandenen Pilzsorten eine schöne Anschauung. Wir lernen dadurch eine gesunde, gährfähige von einer faulgährenden, zymotische Krankheiten erzeugenden Spaltpilzhefe und von Schimmelpilz unterscheiden, je nachdem im Gesichtsfelde der eine oder der

andere dieser Pilze, die kolossalen Zellen des Sproßpilzes, oder der fadenförmige Schimmelpilz oder der winzige Spaltpilz vorwaltet. —

Professor v. Nägeli weist aber nach, daß die Uebersahl des Hefepilzes vor dem Spaltpilze es allein nicht sein kann, was in den Brauereien die ungewöhnliche Gesunderhaltung der Hefe bewirkt. Er fährt endlich auf S. 80 fort:

„Suchen wir nach einer Erklärung für den regelwidrigen Verlauf der Konkurrenz bei den Hefepilzen (in den Brauereien), so bietet sich zunächst die Annahme dar, daß die Ausscheidungs- und Gährungsprodukte der einen Pilze dem Leben der andern hinderlich seien.“

„Aber die Produkte der geistigen Gährung an sich verhindern die Spaltpilze nicht, zu wachsen. Wenn man die Sproßhefe einer gährenden Flüssigkeit in irgendeinem Stadium durch Erhitzen tödtet und dann Spuren von Sproß- und Spaltpilzen darin aussetzt, so sind die letzteren immer die stärkeren.“ und die Hefe wird untüchtig und faul.

„Der Grund, warum die Aussaat einer größeren Menge von Sproßhefe für sie selber von Nutzen ist bei der Konkurrenz mit den Spaltpilzen, liegt also nicht in einer substantziellen Veränderung der Nährflüssigkeit. Er besteht nur in dem Vorhandensein einer bestimmten Gährungsbewegung. Wird in eine zuckerfreie, neutrale Nährlösung eine große Menge Bierhefeszellen und nur eine Spur von Spaltpilzen gegeben, so vermehren sich die ersteren, welche (in einer zuckerfreien Flüssigkeit) keine Gährung erregen können, langsam, die letzteren dagegen sehr rasch, so daß sie die ersteren bald überwuchern. Das Nämliche ist ferner der Fall, wenn in einer zuckerhaltigen, neutralen Nährlösung sich zahlreiche Sproßhefeszellen, die aber ihrer Natur nach nicht Gährung zu bewirken vermögen, mit sehr wenig Spaltpilzen befinden. Bringt man endlich zahlreiche Bierhefeszellen mit einer Spur von Spaltpilzen in eine neutrale Flüssigkeit, welche mehr oder weniger Zucker enthält, so vermehren sich die ersteren allein, solange die Gährung dauert; sowie dieselbe aber infolge von Zuckermangel träge wird und aufhört, fangen die Spaltpilze an, sich stark zu vermehren, indeß das Wachstum der Sproßpilze stille steht.“ die Hefe wird krank und stirbt ab.

„Die größere Zahl ist also für die gährfähigen Sproßpilze bei ihrer Konkurrenz mit den Spaltpilzen nicht an und für sich vortheilhaft, sondern nur, wenn zugleich ein dieser Zahl entsprechender Grad von Gährungsintensität eintritt. Deswegen kommt es, wenn in einer zuckerhaltigen, neutralen Nährlösung die Sproßpilze allein sich vermehren sollen, nicht auf das numerische Verhältniß der die Bierhefe verunreinigenden Spaltpilze an, sondern auf die Quantität der im Verhältniß zur Flüssigkeitsmenge zugefügten Bierhefe. Um den angegebenen Zweck zu erreichen, muß die Gährflüssigkeit mit soviel Hefe angefüllt werden, daß sie möglichst bald in ordentliche Gährung geräth.“

„Daraus leitet sich eine praktische Regel ab, um aus einer mit Spaltpilzen verunreinigten Bierhefe eine reine Hefe zu erzielen: Man bringt in eine gekochte, zuckerhaltige Nährlösung grade soviel Bierhefe, daß die Gährung sofort beginnt. Ehe diese beendet ist, wird ein Theil der erzogenen Hefe in neue Nährlösung gebracht und unter Beobachtung der gleichen Vorsichtsmaßregeln, und das Verfahren, je nach dem Erfolg, noch ein- oder mehreremale wiederholt. Da die Sproßpilze allein sich vermehren, so nimmt die verhältnißmäßige Zahl der Spaltpilze mit jeder Kultur ab, und man erhält zuletzt eine beinahe ganz reine Sproßhefe. Es ist sicherer und förderlicher, wenn man die Nährlösungen etwas sauer macht.“

„Von dem Maße, in welchem auf diese Weise die Reinheit der Sproßhefe zunimmt, kann man sich aus dem Umstande eine Vorstellung bilden, daß das Verfahren eine fünf- bis achtfache Vermehrung in jeder Nährlösung gestattet. Bei gelungener Kultur nimmt die Prozentzahl der Spaltpilze nahezu in dem nämlichen Verhältniß ab,“ wie die der Sproßpilze zunimmt.

Nehmen wir einen Augenblick an, meine Beobachtungen am Krankenbette hätten mich nicht auf die Hefe, als das zunächst liegende Faulpilzgift hingewiesen, und wir wüßten über die Hefe und ihre großen Gesundheitsgefahren nur das, was wir oben aus v. Nägeli's Untersuchungen erfahren haben. Selbst dann müßte das hier Gelesene ausreichen, die Bäckerei als dasjenige Nahrungs- und Genußmittel erscheinen zu lassen, welches in seiner Darstellung wie in seinen krankhaften Umwandlungen während ihres langen Lagerns und Verschidens zum gefährlichsten Faulgiste für Haushaltungen und Bäckereien werden muß. v. Nägeli's

Untersuchungen befehlen uns außerdem, daß eine Backhese schon faul, mit Spaltpilzen durchsetzt sein kann, ohne daß man die Fäulniß durch den Geruch wahrzunehmen vermag.

Ich habe mir für meine Anklage gegen die Backhese die Autorität von Nägeli's zu Hülfe gerufen, damit die Leserwelt sehe, daß nicht ich allein es bin, ich auch nicht der erste bin, welcher die Backhese als Anstifter von Fäulnißkrankheiten denunzierte. Ich frage nur: wie konnte es kommen, daß die Hefe, dieser zymotische Backstoff, sich so lange den Blicken und Nasen der Aerzte, den Reagentien der Physiologen hat entziehen können? Die Antwort ist bald gegeben; ich lese sie in einem Schriftchen: „Offener Brief an Herrn L. D. Smith von Prof. F. B. Ekmann. Diskussion über die Reifikation des Spiritus, Berlin 1878.“ In diesem Schriftchen heißt es auf S. 36:

„Die Kluft, welche in unserem Lande zwischen Gelehrten (Aerzten) und Gewerbetreibenden existirt, und zu deren Ausfüllung — verzeihen Sie diese Bemerkung — keine besondere Neigung von Seiten der ersteren sich verspüren läßt, macht es uns verständlich, daß Sie in Bezug auf (gesundheitsgefährliche Gewerbe) auf fremdem Gebiete sich bewegen. Diese große Kluft wird uns nicht hindern, diese Brochüren herauszugeben und sie (statt an Aerzte) an Sachgelehrte (der zymotischen Gewerbe) zu versenden, in der Vorausicht, daß wir dem Volke den Beweis liefern können, daß es noch 1880 (in Deutschland ärztliche) Gelehrte gibt, welche aus unbekanntem Gründen sich zu Vertheidigern von Unsichten (über Krankheitsentstehung) hergeben, über deren Unrichtigkeit die Männer der Gewerbewissenschaft (namentlich der Zymotechnik) nur Eine Meinung haben.“

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Mein Freund! Meine Neuigkeiten sind nicht gut. Ich bin krank oder besitze wenigstens die Anlage zu einer gefährlichen Krankheit. Der Arzt, den ich konsultirte, empfahl mir eine Baderkur. Baderkur? — Ich hätte dem guten Manne beinahe ins Gesicht gelacht. — „Dann Urlaub!“ verbesserte er sich. — „Aber Urlaub unter allen Umständen! Sie müssen in freie Luft; Bewegung, Sorgfalt u. s. w.“ Was soll ich thun? — Kaum ein Jahr im Dienst und drei Monate Urlaub? — Der Inspektor wird seinen Tenor stimmen und mich mit einigen militärischen Lieblingsredensarten regaliren! — Und habe ich Urlaub, wohin? — Zu den Eltern? — Ich ginge am liebsten ins Gebirge, oder an den Rhein, oder auch zu Dir. Mit meinem Gehalt in der Tasche fresse ich mich leidlich durch. Ich würde Dich nicht weiter belästigen; ich schlage mein Kehl in Deiner Nähe auf, wir kommen nach Zeit und Laune zusammen und hätten den bequemsten geistigen Verkehr ohne das Hinderniß einer trennenden Entfernung. Ein paar Zeilen laß mir zukommen; dann handle ich und Du hast bald Deinen Dir stets treuen aber frankten Freund in Deinen Armen! —

Aus dem Tagebuch.

Louise Bürger gab ich heute zwei Theaterbillets, die ich vom Kollegen, dem Heldentenor, empfangen hatte. Sie nahm sie nach langem Drängen an, aber unter der Bedingung, daß sie das eine Billet jemand schenken dürfe, da ihre Mutter nicht mitgehen könne. Sie erröthete dabei. Ich rieth, daß dieser Jemand eine ihr liebe Person sei, that aber, als ob ich davon nichts ahnte. — „Ein Auge auf die blasse Blonde?“ — Mit einer Grimasse, die ein freundliches Lächeln vorstellen sollte, begleitete der korpulente Bäcker Weinberg diese vertrauliche und wohlwollende Frage an mich, als ich, zur Treppe hinabgehend, seiner ansichtig ward. „Ein nettes süßes Kind!“ fuhr er fort, mein anfängliches Schweigen als eine Zustimmung nehmend, „aber kein Blut, kein Fleisch, ein Kirchhofs-Lämpchen, das man ausblasen kann, wie ein Nachtlicht, keine Energie; kann nie eine derbe Hausfrau und gesunde Mutter geben.“ Ich ließ diesen gefühllosen Menschen nicht zu Ende kommen und sagte bitter: „Es ist ein liebes armes Kind; arm, Herr Weinberg, während andere Leute — sich von dem Extrage schimpflichen Gewerbes mästen und so das Muster für unsere zukünftige Generation abgeben. Wenn da kein Blut und kein Fleisch ist, so liegt die Verpflichtung nah, zu helfen und sich so eines Anblickes zu überheben, den jeder Glücklichere als einen stummen Borwurf fühlen sollte.“ — So ungefähr sprach ich. Was der gefühllose Fleischklumpen geantwortet? — Ich weiß es nicht mehr, aber ich weiß, daß er sich meine Worte merken und daß er nicht mehr mit der tölpelhaften Vertraulichkeit zu mir reden wird, wie er sich einem jungen Menschen gegenüber berechtigt glaubte. Und dieser Mann, welcher einst ebenfalls arm, hilflos nach Berlin gekommen war, der einst ebenfalls die Noth des Daseins auf seinen Schultern getragen, zeigte solche Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitmenschen, trotz äußerlicher Gutmüthigkeit. — Dieser Weinberg steht nicht vereinzelt da in seiner Eigenschaft als Mischung von Lebenswürdigkeit und niedrigerer Gesinnung, er ist überall, er begegnet uns, wohin wir uns

wenden; oft feiner und behutsamer, tritt er auf uns zu, aber stets ägende Lauge heimlich um sich gießend, gleichgültig, ob er jemanden verwundet oder nicht. —

Der „Heldentenor“ beschäftigt sich auch mit Poesie. Von ungefahr hatte ich mein Gedicht, von dem ich einige Seiten früher gesprochen, aus der Rocktasche gezogen, um an einer Stelle noch eine kleine Aenderung, die mir beigefallen war, vorzunehmen. Er sah es und so war ich gezwungen, zu beichten. „Recht schön!“ sagte er, „wenn es nur nicht gar so traurig wäre. Mensch, Sie müssen aus dieser Luft. Schon lange beobachtete ich Sie, und ich will aufrichtig sein und Ihnen meine Meinung nicht vorenthalten. Sie sind jung, frisch, muthig und arbeitsam. Bedeutende Fehler in unserer Zeit. Man muß Sie aus. Sie merken es nicht. Man ladet auf Ihre jungen Schultern eine Last, die Sie frühzeitig zu Boden drückt. Man schmeichelt Ihnen geflüstert ob Ihrer Regsamkeit, öffnet Ihren Blicken eine schöne Zukunft, aber, was man Ihnen vorspiegelt, sind Luftgebilde, was man Ihnen verspricht, ist Mittel zur Verhütung Ihrer Zweifel an der Fürsorge Ihrer Vorgesetzten. — Sie müssen werden, wie ich; taub, träge, geistlos, wollen Sie fort vegetiren. Eine Maske den Herren, stets eine Maske! — Das muß Parole sein! — Und nun wünsche ich Ihnen noch viel Glück zu Ihrem Urlaubsgeheuch. — Man gibt Ihnen acht Wochen Zeit, sich zu restituiren. Sie nehmen stillschweigend an, was man Ihnen geben muß, und wenn die Zeit herum: neues Urlaubsgeheuch. — O, man muß wissen, den Herren zu begegnen. Und wenn sie Ihnen den Abschied geben: dann aufgeathmet!“ — Was der Heldentenor sagte, hab ich mir hinter's Ohr geschrieben. Er ist ein Mann, der oft und schwer des Lebens Sturm erfahren. Seine Geschichte ist eine Leidensgeschichte, ist eine Kette von Entbehrungen und Kämpfen, ein fortwährendes Fehlschlagen von Hoffnungen und Plänen gewesen, bis er endlich in das Eisenbahnbureau einließ, vielleicht den letzten Hafen, wie er selbst lächelnd sagt. — Seine Einladung, ihn zu besuchen, habe ich gern befolgt. Nicht ohne Nutzen. Seine Frau kam mir herzlich entgegen, seine Kinderchen sagten, sie kannten mich schon und er selbst holte zu guterletzt einen großen Haufen Manuskripte herbei: Poesie, Selbsterlebtes, Aufsätze, die Beweise emsigen Fleißes, treuen, rechten Sinnes, beharrlichen Strebens — aber ohne äußeren Erfolg geblieben. — „So wie der Staub sich auf diesen Papieren lagert und sie selbst vermodern, so fallen oft die Schollen auf die Särge von strebsamen Menschen, ohne das ihr Name je genannt wird.“ Er sprach recht. Ich dachte an mich selbst und meine Zukunft und ging nachdenklich heimwärts.

Der Buchbinder brachte mir mein Buch. Er sah noch leidend aus, als neulich; war auch einsilbiger und trauriger. Ich zahlte ihm den kleinen Betrag und frug nach der Ursache seines Kummers. — Ermittelt mein Herr, auf die Straße gesetzt. Hier das Papier! Und er zog aus dem fadencheinigen Rock eine zerknitterte Gerichtsaufforderung. — Frau Katemsky hat keine Geduld, kein Erbarmen gehabt, Frau Katemsky braucht zu nöthig die paar Pfennige, um ihrem Sohne ein Extraplätzchen zu bereiten. Er lachte bitter. Und ich ging, aufs äußerste erregt, im Zimmer auf und ab. Keine Hülfe! Ich sagte es ihm. Er

drückte mir die Hand und entgegnete, daß das nichts mache. Er sagte mir ein Lebewohl und ging still wieder fort. Vor Aufregung über meine eigene Ohnmacht fing ich großer Mensch an zu weinen. Ich weinte wie ein Kind. Ist das unmännlich? — Meine Wirthin brachte mir mein Essen. Mit den Worten: „Bringen Sie es sogleich zum Buchbinder“ rannte ich davon, Straße auf, Straße ab, bis ich endlich argen Hunger empfand. Für einige Pfennige kaufte ich mir Semmeln, die ich eben im Begriff bin, zu verzehren. —

Mein Urlaubsgesuch muß jeden Tag seine Erledigung finden. Ich harre sehnlich auf den Bescheid. Es zieht mich aus Berlin unwiderstehlich fort! — Die kleine Bertha ist auch nicht wohl. Sie hat sich erkältet. Das Dienstmädchen scheert sich wenig um die Kleine. Die Mutter geht mit Frau Weinberg spazieren. Schöne Gesellschaft! — Dem Sohn der Frau Katemsky, der Hausbesitzerin, bin ich absichtlich in den Weg getreten. Wir kamen ins Gespräch. Ich frug, warum der Buchbinder die Wohnung verlasse? — „Weil Mama keinen Strolch liebt,“ gab der Burche zurück. — „Wissen Sie, daß er ein Strolch war?“ — „Gewiß; er arbeitet nicht und zahlt nicht.“ — „Sie scheinen

sonderbare Begriffe von den Menschen zu besitzen, denen die Noth zu Häupten sitzt, junger Mann,“ rief ich mit unterdrücktem Unwillen. „Der Buchbinder ist kein Strolch,“ setzte ich hinzu, „und wer einen ehrlichen Menschen dafür hält, ist wohl selbst nicht viel werth.“ — Das Bürschchen war ob dieses Sermons zunächst verduzt, aber gleich darauf lachte er höhniisch und suchte davon zu kommen. Das ging nun nicht sogleich. Ich nestelte mich wie ein Kettenhund an den Rajeweisen und gab ihm bis zu seiner Thür eine gründliche Instruktion über Moral, in der Voraussetzung, daß, wer den Alten etwas derb sagen will, das beste Sprachrohr in den Jungen findet. — So habe ich doch meinen Gerechtigkeitsgefühlen in etwas Befriedigung verschafft. — Nun weiß ich auch, wer mit Louise Bürger im Theater war: — Ein hübscher junger Mann. — Unter Errothen gestand sie mir, es sei ihr Bräutigam. Diese Mittheilung machte mich froh und guter Laune, und mit Eifer hab ich ihr soviel Wünsche hergeplappert, daß ich schließlich selbst habe darüber lachen müssen. Ihre Mutter kam dazu und so mußte dem Gespräch eine ernstere Wendung gegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. A. Trautl.

(Fortsetzung.)

Die Lösung des Sphingrathfels „Bis hierher und nicht weiter“ war einem Professor vorbehalten, dem Finnländer Erik Nordenstjöld. Seit etwa zehn Jahren ist er die Seele aller schwedischen Unternehmungen, die die Aufschließung des hohen Nordens bezwecken. Seine erste größere Expedition unternahm er im Jahre 1875. Dieselbe hatte den Auftrag, in das karische Meer bis zu der Mündung des Jenisei und, wenn die Zeit es gestattete, weiter nach Nordosten vorzudringen und jene Gegenden geographisch zu bestimmen. Außerdem wollten die Mitglieder der Expedition im Interesse und zur Förderung der Naturwissenschaften die Geologie, Zoologie und Botanik dieser hohen Breitengrade, insbesondere von Nowaja-Semlja, erforschen. Endlich beabsichtigten die Forscher, sich an einem noch nicht bestimmten Punkte zu trennen, und während die Einen nach Schweden seewärts zurückkehrten und nebenbei die Erforschung der Diktüste fortsetzten, sollten die Andern einen der großen asiatischen Flüsse hinauffahren und durch Sibirien, Rußland und Finnland heimkehren. Den Plan zu dieser Expedition hatte Professor Nordenstjöld entworfen. Er hatte das Glück gehabt, in Ostar Didson, dem Chef eines großen Handlungshauses in Gothenburg, einen Gönner zu finden, der allein die gesammten Kosten des Unternehmens auf sich nahm. Zu der Expedition sollte ein kleines Segelschiff, die „Pröwen“, benutz werden, welches Nordenstjöld ganz nach seinem Ermessen ausrüsten durfte. Dem Professor schlossen sich zwei Botaniker, die Herren Kjellmann und Lundström, und zwei Zoologen, die Herren Stukberg und Theel und vier andere junge Gelehrte der Universität von Upsala an. Am 8. Juli verließ die Expedition Tromsø, am 3. Oktober lief die „Pröwen“ wiederum dort ein, nachdem sie mehr als 10,000 Kilometer in weniger als vier Monaten durchfahren hatte. Am 19. August hatte sich derjenige Theil der Expedition, die landwärts zurückkehren sollte, an der Mündung des Jenisei abgetrennt und gelangte am 30. November nach Stockholm zurück. Diese Reise ließ keinen Zweifel über die Möglichkeit, die Produkte des nördlichen Sibiriens durch das karische Meer nach Europa zu bringen. Man konnte jedoch einwenden, daß die Expedition unter ausnahmsweise günstigen Witterungsverhältnissen von statten gegangen sei und daß ein einziger glücklicher Versuch nicht als vollgültiger Beweis angesehen werden dürfe.

Aus diesen Gründen unternahm Nordenstjöld eine zweite Expedition im Jahre 1876. Auch diesmal hatte die Munizipal zweier reicher Privatleute, abermals des oben erwähnten Schweden Didson und des reichen Russen Sibiriatoff, die Mittel gewährt. Nunmehr war es ein Dampfer, der den Forscher in die nördlichen Breiten trug. Auch diese Reise verlief glücklich und ergab den erwünschten Erfolg. Nach einer Abwesenheit von drei Monaten ankerte der Dampfer wiederum in Tromsø. Damit war die Möglichkeit, zwischen Europa und Asien durch das karische Meer zu verkehren, erwiesen und die Errichtung einer regelmäßigen Verbindung zwischen den beiden Welttheilen auf diesem Wege bietet nach der Ansicht Nordenstjöld's keine größeren Schwierigkeiten und Gefahren, als viele andere Routen, die heute von tausenden von Schiffen befahren werden.

Der Handel suchte sich alsbald die neue Entdeckung zu Nutzen zu machen. Im Jahre 1877 wurden auf dem von Professor Nordenstjöld befahrenen Wege zwei Dampfer abgeschickt und ein in Jeniseisk erbauter russisches Segelschiff fuhr nach Norwegen. Der „Fragor“, ein Dampfer von 158 Tonnen, verließ für Rechnung des oben erwähnten russischen Kaufmanns Sibiriatoff mit einer Ladung Tabak, Zucker und Majshinen Bremerhaven am 24. Juli, kam am 21. August an den Jeniseimün-

dungen an und fuhr vom 14. bis 21. September wieder nach Hammerfest. Diese Erfolge ermutigten den berühmten Reisenden, durch die seit 1553 angestrebte nordöstliche Durchfahrt nach Asien vorzudringen, die Beringsstraße zu passiren und durch den stillen und indischen Ozean via Suez nach der Heimath zurückzuführen; ein Unternehmen, dessen glänzender Erfolg in diesem Augenblicke die Welt beschäftigt.

Am 25. Juli 1878 verließ Nordenstjöld mit zwei zur Ueberwinterung im Polareis eingerichteten Dampfern, „Bega“ und „Lena“, und von zwei Handelsschiffen begleitet, die Küsten Norwegens, ging um das Nordkap ins weiße und karische Meer und ankerte bereits am 6. August in Dicksonshafen an der Jeniseimündung. Die ihn begleitenden Handelsschiffe gingen den Jenisei bis zur Stadt Taruchansk hinauf und Nordenstjöld setzte vier Tage später die Umsegelung der Nordküsten der alten Welt in östlicher Richtung fort. Zehn Tage später saluirte die Signalkanone der „Bega“ die nördlichste Landspitze Sibiriens, Kap Tscheljuskin. Am 28. August ankerten die beiden Schiffe zum letztenmal neben einander in der Lenamündung. Der Dampfer „Lena“ ging den gleichnamigen Fluß hinauf und erreichte am 21. September die Stadt Jakutsk. Von hier erhielt Europa die ersten Nachrichten über den bisherigen Verlauf der Expedition. Nordenstjöld verließ die Lenamündung auf dem Dampfer „Bega“ am 27. August, erreichte in drei Tagen die Jialowsinsel, am 6. September den Schelatsoi Noß, am 7. Kap Jafan, am 18. Kap North, am 27. Kusjuschin und am 28. die Ueberwinterungsstelle beim Kap Kamenoj Serdze. Es ist derselbe Punkt, den im Jahre 1728 Kapitän Bering von Osten erreicht hat. Durch Nordenstjöld's Wagthat ist die nördliche Verbindung zwischen dem atlantischen und stillen Ozean durch das nördliche Eismeer über allen Zweifel erhaben, aber dem Seeweg für Handelsflotten werden die klimatischen Verhältnisse dieser Regionen immer Schwierigkeiten bereiten. Auch Nordenstjöld mußte seinen östlichen Kurs 500 bis 700 Meilen lang durch starkes Treibeis forciren. Er hatte, wie alle Polarfahrer, mit dem Ungemach des arktischen Winters zu kämpfen, war aber insofern besser wie seine Vorgänger daran, daß er von der zivilisirten Welt nicht abgeschnitten war. Am das Vorgebirge Kamenoj Serdze liegen drei von Tschuktischen bewohnte Dörfer. Am 18. Oktober 1878 übernahm der Älteste des Dorfes die Expedition eines Briefes, der in acht Monaten über Anadirsk, Kolyma, Jakutsk, Jeniseisk und Tobolsk nach Perm, in den Bereich der Eisenbahnen, und dann auf Dampfschiffen an den Adressaten, den schwedischen Marineminister Otter gelangte und zwar am 21. Juni 1879. Im Laufe des Winters meldeten Tschuktischenjäger, welche auf ihren Schneeschuhen ungeheure Strecken in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurücklegen, holländischen Walfischfängern in der Beringsstraße, daß Nordenstjöld mit seiner Mannschaft auf dem Dampfer „Bega“ in der Nähe des Vorgebirges Kamenoj Serdze überwinterte. Vom Kopebuesund trugen amerikanische Pelzjäger die Nachricht nach Alaska und von hier blühte sie der Telegraph nach allen Richtungen der Windrose. Das war in den ersten Tagen des Mai 1879. Infolge dieser Nachricht sendete Gordon Bennet, der durch Veranstellung von Stanley's afrikanischen Entdeckungsreisen rühmlich bekannte Besitzer der Zeitung „New-York Herald“, seine in San Francisco ankende Yacht „Jeanette“ den Eingefrorenen zu Hilfe. Auch der stets opferwillige Russe Sibiriatoff ließ seinen Dampfer „Nordenstjöld“, an dessen Bord sich der Vorstand des leipzig meteorologischen Bureau's, Freiherr von Dandekmann, befand, am 12. Mai 1879 von Malmö in Schweden in See stechen, um via Suez der „Bega“ mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken zu Hilfe zu eilen. Beide Schiffe sollten den fähigen Forscher nicht treffen. Der Dampfer „Nordenstjöld“ erreichte am 2. August Japan, um der Expedition durch die Beringsstraße entgegenzugehen; doch hatte er das Unglück, schon am 5. August an der Diktüste von Jesso im dichten Nebel auf Strand zu gerathen. Gordon Bennet's „Jeanette“ verfehlte den rückkehrenden Polarfahrer

und unternahm eine selbständige Polarpedition. Während der uner- mündliche Sibiriakoff zur Hilfeleistung der monatelang verschollenen Mannschaft der „Bega“ in Kischni Kolymst und an der Anadir- mündung Landexpeditionen organisierte, bekam die Gattin Nordenfjölbs am 16. Mai die telegraphische Nachricht, daß Briefe des Professors in Jakutsk (Sibirien) angekommen wären. Wären nicht vor Thores- schluß, hieß es darin, besonders ungünstige Verhältnisse eingetreten, so würde es der „Bega“ gelungen sein, die ganze Reise ohne Unter- brechung zu vollenden und vor dem Winter in Japan anzukommen. An der Stelle, an welcher das Schiff Ende September einfror, ver- fahren amerikanische Walfischfahrer oft bis zur Mitte Oktober.

„Wenn ‚Bega‘ eine Stunde mit voller Kraft hätte vorwärts kom- men können,“ so berichtet Nordenfjöl, „dann hätten wir vermuthlich den Weg zurückgelegt und einen Tag früher würde das Treibeis an dieser Stelle kein ernstliches Hinderniß für ‚Bega’s‘ Fahrt gebildet haben.“

Diese Einschließung, so nahe vor dem Ziele, bezeichnet der Pro- fessor als dasjenige Mißgeschick, mit welchem er sich während seiner Eismeerreisen am schwersten habe versöhnen können. Eine Zeit lang rechnete er auch darauf, wieder frei zu werden. Beständiger Nordwind aber verstärkte die Eismassen an der Küste mehr und mehr; die Tem- peratur fiel langsam, doch stetig, und am 25. November schrieb er ins Tagebuch: „Hoffnung, vor nächstem Sommer loszukommen, ist nicht mehr vorhanden.“

Trotz dieses am Schlusse der Fahrt eingetretenen Unfalls ist deren Zweck doch vollständig erfüllt. (Siehe Karte Seite 220.) Denn die Möglichkeit, die Reise auf einem Dampfer in einer Hochsommerzeit zu vollenden, darf nicht mehr bezweifelt werden. Ein Schiff, das so- weit kommt, als die „Bega“ gekommen ist, wird unter normalen Um- ständen voraussichtlich nicht einfrieren. Nur eine schwedische Meile weiter, wäre sie in der offenen See gewesen. Diese kurze Strecke kostete einen ganzen langen Winter. Neun Monate zwanzig Tage lag die „Bega“ fest. Am 18. Juli 1879 gab das Eis sie endlich frei. Am 20. Juli passirte sie das Ostkap, besuchte die beiden Küsten des Be- ringsmeeres, die Loresinsel und die Beringsinseln, wo sie durch einen Agenten der Alaskageellschaft (früher russische, jetzt nordameri- kanische Handelskompagnie) die ersten Nachrichten aus der kultivirten Welt erhielt, und setzte von da am 19. August die Reise fort. Am 31. August überstand sie einen Sturm und ein Gewitter, bei welchem ein Blitz den Hauptmast spaltete. Dann erreichte sie am 2. September 10 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends glücklich den japanesischen Hafen Yokohama. Japans Beherrscher, der Mitado (Gottmenschen), ein kernbegieriger Reformator seines Landes, ließ sich von Professor Nordenfjöl die interessante Fahrt erzählen und verkehrte mit ihm, zum Schrecken aller Finster- linge, wie mit seines Gleichen. Während wir dieses schreiben (zweite Dezemberhälfte), meldet der Telegraph die Ankunft der „Bega“ in Point de Galle, einem Hafenort auf der Insel Ceylon.

Wie wir oben bemerkten, ist das von Sibriakoff der „Bega“ zu Hilfe eilende Dampfschiff „Nordenfjöl“ am 5. August an der Ostküste von Jesso (Japan) an den Strand gerathen. Eine soeben aus Japan eingetroffene, allerdings nicht sehr ins Einzelne gehende Nachricht giebt jedoch Hoffnung auf Rettung des sehr stark gebauten Schiffes. Der russische Konsul in Yokohama meldet nämlich, daß der Dampfer (wahrs- cheinlich bei einer hohen Fluth) von dem sandigen Strande abgelo- men ist und daß derselbe durch die Strömung nach einer 30 Seemeilen von dem Unglücksplatze entfernten Stelle getrieben worden ist, wo er augenblicklich vor den zur Winterzeit sehr starken Schneestürmen und vor dem Wogengange geschützt liegt. Die schon ihrem Rücktransport nach Europa entgegengehende Mannschaft ist von Yokohama aus wieder nach Jesso zurückgekehrt, um in der Nähe des Schiffes eine weitere günstige Entwicklung der Verhältnisse abzuwarten. Herr A. Sibriakoff ist soeben im Begriffe, einen neuen Kapitän für das Schiff nach Japan zu senden, der versuchen soll, das Schiff vollständig zu retten, und wenn möglich, nach Yokohama zur Reparatur und Reuanrüstung zu bringen. Wenn dies gelingen sollte, so wird der Dampfer im nächsten Sommer seine Reise durch die Beringsstraße nach dem sibirischen Eis- meere fortsetzen und vielleicht um Kap Tscheljuskin nach Standinavien zurückkehren. Der neue Führer des Schiffes ist der bekannte, sehr er- fahrene norwegische Fangleicher Johannaassen, der alljährlich die nor- dischen Gewässer besucht. Er ist es unter Anderem, der im Sommer 1879 in dem kaiserlichen Meere östlich von Nowaja Semlja kühn mit seinem kleinen, für den Walros- und Robbenschlag bestimmten Fahr- zeuge vordringend, die von ihm so genannte „Eiserne Insel“ im Süden des Franz-Joseph-Lands entdeckte. Als erster Steuermann wird ihn sein von Jakutsk kommender, eben so bekannter Bruder nach Japan begleiten, der als Kapitän des Dampfers „Vena“ die „Bega“ bei ihrer Umseglung Nordasiens bis zur Venamündung begleitete, und der dann mit seinem Schiffe diesen Fluß bis Jakutsk hinaufdampfend, die letzten Briefe von Professor Nordenfjöl mit der Nachricht von der ersten glücklichen Umschiffung der Nordspitze Asiens, des Kaps Tscheljuskin, nach Europa vermittelte, welche bekanntlich im vorigen Herbst hier an- langten. Gelingt es also, das gestrandete Schiff wieder flott zu machen und zu reparieren, so steht in dem nächsten Sommer, wenn nicht ganz ungewöhnlich ungünstige Eisverhältnisse eintreten sollten, eine zweite Umschiffung Asiens, diesmal in der Richtung von Ost nach West, in Aussicht. (Fortsetzung folgt.)

Der Einsturz der Taybrücke in Schottland. (Bild Seite 221.)

Einer der schrecklichsten Eisenbahnunfälle, die sich je ereignet, führt uns an die Ostküste von Schottland. Der Firth of Tay, ein Küstenfluß, der aus dem Grampiangebirge kommt, ergießt sich in einer sehr breiten Mündung bei Dundee in die Nordsee, und die dort über den Fluß während Eisenbahnbrücke der Strecke Dundee-Edinburgh, war bis zum 28. Dezember vorigen Jahres, dem Tage der Katastrophe, die ängste der Welt. Sie war 10 320 englische Fuß oder 3459 Yards, also un- gefähr zwei englische Meilen lang und wurde als ein Wunderwerk der Ingenieurkunst gepriesen. Der Bau hatte sechs Jahre gedauert und 350 000 Pfund Sterling gekostet. Die Brücke, dem Ansehen nach ein leichter, zierlicher Bau, nach Norden gegen Dundee zu in gekrümmter Linie dem Ufer zustrebend, wurde Ende Februar 1878 amtlich geprüft, und im Mai desselben Jahres dem Verkehr übergeben. Sie ist ein- gleisig und besteht aus 85 Oeffnungen von verschiedener Spannweite, von denen die elf weitesten je 245 Fuß haben. Die Brückenbahn lag in der Mitte 130 Fuß höher als die Fluthmarke. Ein Theil der Pfeiler ist auf Felsen fundirt. Beim Bau zeigte sich jedoch, daß der Felsen in der Mitte des Flusses so plötzlich abfällt, daß er dort un- erreichbar war und man sich mit einem mit Kies vermischten Thonboden begnügen mußte, auf dem mit Beton gegründet wurde. Ueber der Fluthmarke standen Gruppen von eisernen Säulen, auf denen die Gitterträger ruhten. Die beiden Träger, welche die mittleren Oeff- nungen der Brücke überspannten, waren 27 Fuß hoch und wogen zu- sammen 190 Tonnen. So sehr man nach der Vollendung der Brücke die Kühnheit des Entwurfs, die Leichtigkeit und Schönheit des Baues bewunderte, so fehlte es doch anderwärts damals nicht an bedenkliden Aeußerungen Sachkundiger, welche die Brücke sowohl im Oberbau wie im Fundament im Verhältnis zur Höhe für zu schmal erklärten, um einem ungewöhnlich starken seitlichen Druck widerstehen zu können. Auch wurde die Verschiedenheit in der Wahl des Materials sowie in der Art der Konstruktion für fehlerhaft gehalten. Doch kehren wir nach der Schilderung des Schauplatzes zu dem grauenvollen Ereigniß des 28. Dezember zurück.

Es war ein stürmischer Sonntagsabend. Das ist ein matter Aus- druck, denn es war, als wären alle Teufel losgelassen, um heulend, kreischend, wieselnd und züchend mit den Fittigen des Sturms über Schottland zu fliegen. Inzwischen leuchte ein Eisenbahnzug, aus Loko- motive, Tender und sechs Wagen bestehend, seine kalte, blinkende Bahn von Edinburgh entlang auf die berühmte Taybrücke zu, nach der Hafensstadt Dundee. Die Leute in den Waggons waren guter Dinge. Sie hatten trotz des wüthenden Sturmes keine Angst. Die Brücke ist ja so fest gebaut. Als sie die Billete lösten, hatten sie scherzend gefragt, ob die Brücke den Sturm aushalten könnte? Würden sonst Väter von sechs und sieben Kindern mitgefahren sein? Der eine steckte fröhlich eine Cigarre an, jener that einen Zug aus der Weinflasche und ein dritter dachte an die Mutter seiner Kinder, die jetzt daheim um den Theetisch saßen und fragten, wann Papa kommen würde. Oh, ihr armen Wärmer, Euer „darling papa“ ist am Sterben, nur weiß er es nicht. Jetzt betritt der Zug die eine halbe deutsche Meile lange vielbewunderte Brücke. Thomas Barclay, der alte Bahnwächter kommt aus dem Signalhause hervor, um seine Pflicht zu erfüllen. Er macht, mit dem Sturme kämpfend, seine Zeichen und der Zug beginnt auf der Brücke zu rollen. Kaum kann der Alte ins Häuschen zurück, — der Sturm will ihn in die Lüfte entführen. Aus dem Häuschen blickt er dem Zuge nach. Er sieht die rothen Lichter des letzten Waggons. Aha, sagt Tom, jetzt sind sie auf der Höhe der Brücke; 130 Fuß über der Brandung, das ist hoch für eine solche Nacht!

Pötzlich sieht Tom Barclay keine Lichter mehr. Der Zug ist auf der Kurve, denkt er. Da kommt ihm ein anderer Gedanke. Er schau- dert bei dem Gedanken und geht rasch auf seinen Signalkasten zu, in den acht Drähte einlaufen. Die Drähte gehen alle über die Brücke. Er probirt einen nach dem anderen. Keine Antwort.

Die Brücke ist entzwei, der Zug ist im Fluß.

Unter den Leuten zu Dundee gab es manche Aengstliche, die sich fragten, ob bei dem Sturme die Brücke passirt werden könne? Ein Vater — er schreibt es der „Times“ — sah mit seinem kleinen Mäd- chen beim Fenster hinaus, als der Zug die Brücke betrat. Pöflich rief das Kind: „O Papa, das ist wie ein Blitz!“ Es war, als ob ein Meteor zerpränge, es regnete Funken und gab einen flammenden Schein, dann war alles dunkel. Es hörte niemand etwas, als das Heulen des Sturmes.

Jemand, der dieses Phänomen gesehen, meldet es dem Bahn- beamten. Die Nachricht verbreitet sich in der gewerbsleißigen Stadt, die Leute erschrecken darüber, wie die Trojaner über den Inhalt des hölzernen Pferdes. Man rennt auf die Station. Was Freunde oder Verwandte mit dem Zuge erwartet, steht bleich, händeringend in Grup- pen zusammen. Noch kann mans nicht glauben. Was? Daß ein ganzer Zug ertrinken konnte, Maschine und Waggons, Männer, Weiber und Kinder. Hatte doch niemand den Sturz gehört!

Die Bahnbeamten wissen ebensowenig wie alle anderen. Zwei von ihnen machen sich auf, die Brücke zu begehen. Es kann, es muß ihnen das Leben kosten, doch ist es ihre Pflicht. Die Brücke ist am hellen Tage unübersehbar und führt in gekrümmter Linie dort über den Fluß, wo er mehr ein Meerbusen als ein Fluß ist. Es ist die Zeit der Fluth, der Sturm peitscht die heranrollenden Wogen zu Gischt, er

will die beiden Braven in den tosenden Abgrund werfen, aber sie halten sich mit den blutenden Händen und Knien an den Schienen fest und kriechen die Brücke entlang. Plötzlich tritt der Mond aus einer stürmgerissenen Wolkenpatte und zeigt ihnen die gähnende Kluft in der Brücke. Ihre Länge können sie nicht messen. Morgen früh werden sie wissen, daß der höchste Theil der Konstruktion, 3000 Fuß lang weggerissen ist.

Die beiden kriechen schauernd zurück. Sie haben in das offene Grab des Edinburgher Zuges hinabgesehen. Sie bringen den Harrenden die traurige Post. Aber noch hoffen manche. Mag auch ein Theil der Brücke in den Strom geweht sein, der Zug kann ja stehen geblieben sein. Der Zug fuhr langsam, der Führer konnte bei Zeiten die Kluft gesehen haben; die Maschine hatte eine ausgezeichnete Bremsvorrichtung (Westing house brake), der Zug konnte in wenigen Minuten zum Stehen gebracht werden, da kam eine Nachricht, welche die bleichen Gesichter bleicher machte. Unterhalb der Brücke waren einige der Postfelleisen ans Land geschwenkt worden. Vorbei war es mit jeder Hoffnung, der Zug war ertrunken. Wie viele Opfer? Die einen sagten 90 oder 100, die anderen 300. Eins war gewiß, die acht Wagen waren von einer Höhe von über 100 Fuß in die Wellen herabgestürzt und der Telegraph blitzte nach allen Richtungen der Windrose: „Kein Mensch ist mit dem Leben davongekommen.“ Das war zwischen 7 und 8 Uhr abends. Um 10 Uhr versuchte es der brave Kapitän des „Dundee“ an den Ort des Unglücks zu dampfen und denen Hülfe, die sich etwa gerettet haben mochten, zu bringen. Die armen Leute nahmen Brandb mit, die Erschöpften zu laben. Als der Dampfer bei der Brücke ankam, da sah man im Mondlicht dreizehn von den Wassern umtoste Pfeiler, aber der mittlere Theil der Brücke fehlte. Jetzt erinnerten sich die Leute auf dem Dampfer an den Ausspruch eines verstorbenen Herrn Matthew: „Ein starker Sturm kann die Brücke in den Tag blasen.“ Fünf Tapirer verlassen den Dampfer in einem Boot und fahren um die dreizehn Pfeiler herum. Sie denken, auf dem einen oder andern könnte ein menschliches Wesen auf Rettung harren. Hier und da ragte etwas von einem Pfeiler empor, in der Nähe sah man aber, daß es kein Mensch, sondern ein Stück abgebrochenes Eisen sei, ein Restchen der kolossalen Eisenbalken, welche die Schienen getragen hatten.

Am andern Morgen schwamm eine Flotille von kleinen Dampfern, wie es unser Bild darstellt, zu dem Schauplatz des grauenvollen Begebnisses. Nach zwei Tagen fanden Taucher die Stelle, wo das Eisenwerk der Brücke und der Eisenbahnzug im Wasser liegen. Die Wagen liegen zwischen den eisernen Trägern, die ostwärts von der Brücke herabgestürzt sind, in der Ordnung, wie sie in den Zug eingestellt waren. Die Waggons waren auf die Träger der östlichen Seite der Brücke gefallen und sind bedeckt von dem Gitterwerk der an der westlichen Seite befindlichen Träger. Da die Wagen durch den Sturz in kleine Stücke zerschmettert wurden, konnten die Leichen nicht durch die Trümmer festgehalten werden und wurden von der Fluth stromabwärts gerissen. Bisher wurden 22 Leichen mit Regen aufgefischt.

Wie ist das Unglück geschehen?

Der Kondukteur des letzten Zuges, der vor dem Unglück die Brücke passirte, gab an, daß die Räder einiger Waggons seines Zuges Funken gesprüht hätten, ohne daß gebremst worden wäre, ein Beweis, daß die Brücke und mit ihr die Schienen aus der korrekten Lage gewichen waren. Auf dieser Thatsache fußend, behaupten die Fachleute: Die beiden letzten Waggons entgleisten, vom Sturme umgeblasen, oder sind aus den gewichenen Schienen gesprungen. Der Zug schleppte die umgeworfenen Wagen weiter, und so schlugen diese gegen das Gesele und das seitliche Gitterwerk, welches an jener Stelle die Brücke wie die Böschung eines Tunnels umschloß. Der außen tobende Orkan faßte die so in ihren Grundfesten erschütterte Brücke und warf sie in den Strom und den menschengedüllten Zug mit. Die Wellen des Tay brausen über dem ertrunkenen Zuge, und der Todten wird im rasenden Getriebe des modernen Daseins gedacht — bis zum nächsten Unglück.

Die Unfallstatistik der letzten vier Jahre liefert den traurigen Beweis, daß das nächste große Unglück nicht lange auf sich warten lassen wird. Das nachfolgende Verzeichniß enthält nur die „großartigen“ Eisenbahnunfälle und beginnt mit dem 8. Januar 1876. An diesem Tage stürzte bei Odessa ein Bahnzug mit 420 Rekruten eine 40 Fuß hohe Böschung hinab. Die Wagen, 27 an der Zahl, geriethen in Flammen; 60 Menschen kamen um und doppelt soviel wurden verletzt. Am 13. März ist die über die angeschwollene Dolder führende Brücke zwischen Dornach und Lutterbach im Elsaß eingestürzt. Das Fahrpersonal hatte einige Tode aufzuweisen, die Passagiere kamen mit einigen Beinbrüchen davon. Am 23. Juni entgleiste kurz vor der pfälzischen Station Frankenstein ein Schnellzug in einem durch einen Wolkenbruch überflutheten Tunnel; Lokomotive, Paß- und Lastwagen

zertrümmert; das Fahrpersonal erheblich verletzt. Einen Tag später entgleiste in Spanien zwischen Saragossa und Barcelona ein Postzug; 17 Personen todt, 58 verwundet. Am 24. Juni stürzte bei Bukarest ein Eisenbahnzug von einem durch Ueberschweemmung unterwaschenen Damm; Wagen zertrümmert, Fahrpersonal todt, 12 Passagiere verwundet. Am 2. Juli stießen zwischen Bern und Lausanne und auf der unterirdischen Eisenbahn in London die Züge zusammen; 6 Tode und 40 Verwundete. Ein ähnlicher Zusammenstoß ereignete sich am 7. August in Bayern bei Zinnenstadt, und in England bei Bath; Verlust an Menschenleben 30, verwundet 35. Am 22. November flog der fünfte Pfeiler der noch nicht vollendeten Eisenbahnbrücke über den Limfjord (Dänemark) mit drei Arbeitern in die Luft. Drei Tage später platzte eine Sprengmine auf der Eisenbahnlinie Sigmaringen-Ehingen zu früh; drei Arbeiter todt, sieben verwundet. Den Jahreschluß bildet der Einsturz der noch nicht vollendeten Eisenbahnbrücke über das Naabthal (Fichtelgebirge), der Zusammenstoß zweier Züge zwischen Aix-les-Bains und Chatillon (Frankreich), wobei 18 Menschen todt, 15 verwundet wurden, und der Sturz eines Expreszug der Pacificbahn am Eriesee in Nordamerika aus einer Höhe von 75 Fuß über die Joche einer Brücke hinweg in den Fluß hinunter. Bei der letzten Katastrophe hat man 52 Verwundete aufgelesen, die Zahl der Todten war nicht festzustellen, weil sie die Fluth verschlungen hat. (Schluß folgt.)

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Wie in Preussisch-Polen das unterjochte polnische Element von dem herrschenden deutschen allmählich zurückgedrängt wird, geht u. a. daraus hervor, daß die polnischen Grundeigentümer im Großherzogthum Posen, welche 1848 3 717 837 Morgen Land besaßen, im Jahre 1878 nur noch 2 739 876 Morgen behauptet hatten, während der Grundbesitz der Deutschen von 2 496 935 im Jahre 48 auf 3 491 125 im J. 78 gestiegen ist. Das Verhältniß des Grundbesitzes hat sich also im letzten Menschenalter zu Gunsten der Deutschen und zum Schaden der Polen direkt auf den Kopf gestellt.

Eisenbahnverkehr von Wien, Berlin und London. Während die Zahl der angekommenen und abgehenden Fremden in Wien im J. 1878 6 920 863 betrug, beziffert sich der von Berlin auf 9 292 860. Wie außerordentlich viel beträchtlicher der Eisenbahnverkehr in London ist, erhellt aus der Thatsache, daß dasselbe schon für das Jahr 75, und nur auf zwei seiner Eisenbahnstationen 96 500 000 Reisende aufzuweisen hatte.

Steuerfrei! Das Grundeigenthum der new-yorker Kirchen hat einen Werth von 130 000 000 Mark und ist natürlich — steuerfrei.

Die Rinderpest raffte in Rußland im J. 1877 in 38 Gouvernements 212 768 Stück Rindvieh hin. In 40 Gouvernements grassirte die sibirische Pest; derselben fielen 23 630 Pferde zum Opfer. Auch gegenüber der Gesamtzahl des Viehs in Rußland verlieren diese Verlustziffern wenig von ihrem Schrecken. In derjenigen großen Mehrzahl der russischen Gouvernements, für die zuverlässige Angaben über ihre Viehbestände vorliegen, gab es 1877 97 970 000 Stück Vieh, darunter 25 918 600 Rinder, 45 123 000 Schafe, 15 888 000 Pferde, 9 844 000 Schweine, 1 195 000 Ziegen.

Schulen in Portugal und Spanien. Bei einer Bevölkerung von etwa 4 Millionen hat Portugal 4524 Schulen mit einer Schülerzahl von 200 000 aufzuweisen, d. i. auf je 100 Seelen 5 Schüler. In den letzten fünf Jahren sind nicht weniger als 1500 Schulen gegründet worden. Spanien hat 29138 Elementarschulen mit 1 633 288 Schülern, d. i. bei etwa 17 Millionen Einwohnern auf je 100 Seelen 9 Schüler. Von den 10 spanischen Universitäten hat Madrid 6672, Barcelona 2459, Valencia 2118, Sevilla 1358, Granada 1225, Valladolid 889, Santiago 779, Saragossa 771, Salamanca 372, Oviedo 216 Studenten, alle zusammen hatten demnach (1878/79) 16859 Studenten.

Hochzeiten in vergangenen Jahrhunderten. Meister Gundlinger, ein Bäckermeister in Augsburg, feierte 1493 eine Hochzeit, die acht Tage dauerte und ihn zur Speisung seiner Gäste 20 Ochsen, 30 Hirsche, 49 Ziegen, 46 Kälber, 25 Pfauen(!), 95 Schweine, 106 Gänse, 515 Wildvögel und 15000 Fische und Krebse kostete. Die Gäste thaten dabei aber auch des Guten soviel, daß einige von ihnen am siebenten Tage „wie todt hinsielen“. Noch ärger machte es, nach dem Berichte des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, im 16. Jahrhundert der Eble von Rosenburg zu Krommenau in Böhmen, dessen Hochzeit über 100 000 Reichsthaler kostete, und nicht weniger als 2000 Hasen, 12800 Hühner, 40000 Eier und 15000 Karpfen, sowie für 12000 Thaler Marzipan und Konfekt konsumirt hat. Auch diese würdige Feierlichkeit dauerte eine Woche.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Der Geheimmittelschwindel, von Emanuel W. (Fortsetzung). — Die Badeseite und ihre faule „Selbstgährung“. Von Dr. H. Didmann, Arzt in Linnich (Fortsetzung und Schluß). — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. W. Trausil (mit einer Karte). — Der Einsturz der Taybrücke in Schottland (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.